Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.
Für einen Monat . . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

<36635970630010

Unter dem Krummstabe.

Unter dem Krummstabe.

Historischer Roman

von

Bernd von Guseck.



Zweiter Band.

Hannover.

Carl Rümpler.

1865.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Erstes Kapitel.

Der Weihbischof von Hontheim.

Am Rheinstrom, wo gegen Frankreichs schon seit Jahrhunderten hervortretende Raubgelüste eine starke Reichswehr für Deutschland so nöthig gewesen wäre, herrschte in der Zeit unseliger Zersplitterung statt des Schwertes treuer Hochwacht überwiegend der Krummstab, vom Hochstift Basel bis zum Erzstift Cöln. Zwar lagen zwischen den geistlichen Landen viel weltliche Gebiete der Fürsten und Grafen, der Reichsstädte und Reichsritterschaft, auch des hier noch bestehenden deutschen Ordens, denn der oberrheinische Kreis zählte allein, außer der reichsunmittelbaren Ritterschaft ein und vierzig Stände, aber die drei geistlichen Kurfürstenthümer Mainz, Trier und Cöln waren die mächtigsten, und es schien wirklich, als sei die Hut des deutschen

Reichs an derjenigen Grenze, welcher bis auf unsere Tage die größte Gefahr droht, dem Krummstabe anvertraut. Glaubte man, der ländersüchtige Nachbar werde sich scheuen, die Hand nach dem Besitzthum der Kirche auszustrecken? Von jenen reichsunmittelbaren Ständen, deren Zahl uns heut erschreckt, sind nun wohl sehr viele mediatisirt worden, aber noch immer fehlt von Basel bis Mainz die starke einheitliche Macht, welche Deutschland gegen Süden und Osten schützt, und deutsche Fürsten werden dadurch in Versuchung geführt, sich in Zeiten großer Gefahr dem Feinde anzuschließen, statt ihm Widerstand zu leisten. War nun die Zahl der selbstständigen Landgebiete vormals schon groß, so bildeten selbst die bedeutendsten unter ihnen nicht einmal jedes für sich eine geschlossene Masse, sondern sie waren nach allen Seiten hin durch Besitzungen anderer Fürsten und kleiner Herren vielfach durchbrochen und eingeschnitten, deren Jeder mit großer Eifersucht auf seine Hoheitsrechte oder seine Immedietät hielt. Welch ein Jammer, wenn nun einmal ein Kriegscontingent aufgestellt werden sollte! „Mit langsamen Schritten heran", sagt ein Zeitgenosse, „heut ein Trüpplein, morgen eins, übermorgen gar nichts!" Uniform, Ausrüstung, Bewaffnung, Munition, Sold, Verpflegung hatte jeder einzelne Reichsstand zu liefern, und es gab im schwäbischen Kreise, wo die Zersplitterung

am größten war, Regimenter, welche von zwei und vierzig, ja eins, ein Küraſſier-Regiment, das von ein und ſechszig Ständen zuſammengebracht werden mußte, dabei ein Paar Aebtiſſinnen. Die Reichsmatrikel war mit deutſcher Gewiſſenhaftigkeit ausgearbeitet, bis in die Bruchtheile, um Niemand Unrecht zu thun: der Aebtiſſin von Guttenzell zum Beiſpiel war die Stellung auf Drei ein Drittel Musketier und Ein Drittel Reitersmann auferlegt, ſie mußte ſich über die Completirung des letzteren mit einer andern Aebtiſſin und einem Prälaten, welche auch zu Drittelreitern veranſchlagt waren, einigen, wobei mancher unheilige Witz mit unterlaufen mochte. Wer wollte bezweifeln, daß auch in dieſer Zeit der Jämmerlichkeit im deutſchen Volke die alte ungeſchwächte Wehrkraft lag? Sie trat überall hervor, wo ein ſtarker Wille ſie aufzurufen oder zu benutzen verſtand, wie weiland Prinz Eugenius, der edle Ritter, und nun der Preußenkönig. Von den geiſtlichen Herren war das nicht zu verlangen, ihres Amtes war der Krieg nicht; die Zeiten waren vorüber, wo ein Erzbiſchof von Mainz mit Kaiſer Friedrich Barbaroſſa von Mailand, das hyazinthfarbene Prieſterkleid über dem Harniſch tragend, mit ſeinem dreikantigen Streitkolben neun Italiener erlegte; wo der ſtreitbare Biſchof von Baſel, Heinrich der Knoderer oder Barfüßer, mit hundert ſchwer

gepanzerten Bürgerreitern aus den Patriciergeschlechtern seiner Stadt Rudolf von Habsburg gegen den Böhmenkönig Ottokar zu Hülfe zog; der heutige Kurfürst von Trier stand freilich mit den kriegerischen Gestalten seiner Vorgänger in alter Zeit, Balduin, dem Luxemburger, und Kuno von Falkenstein, im gewaltigen Gegensatze. Parta tueri, das Erworbene schützen, war der Grundsatz, dem die geistlichen Fürsten des deutschen Reichs folgten, aber vermochten sie das? Sie hatten ja nicht einmal im eigenen Lande vermocht, alle Kräfte zu der unleugbaren Pflicht jener Schutzwehr zusammenzufassen; die Ritterschaft im Erzstift Mainz hatte sich gleich nach der Auflösung des alten Herzogthums Franken reichsunmittelbar gemacht und die Trierische endlich nach einem Processe, der zweihundert Jahre lang bei dem Reichskammergericht zu Wetzlar geschwebt, dies Vorrecht auch errungen, wodurch sie sich von den Landständen des Erzstifts ausgeschieden und damit auch von allen gemeinsamen öffentlichen Angelegenheiten desselben losgesagt hatte, gleichgültig gegen das Wohl und Weh des Landes. Ein allgemeiner nationaler Aufschwung in Deutschland würde den rheinischen Adel zwar nicht entartet gefunden haben, aber war ein solcher Aufschwung bei der unseligen Zerrissenheit Deutschlands nicht blos in Herrengebiete, sondern seit der Kirchentrennung auch in religiöse, und später

zugleich in politische Parteien, je noch zu hoffen? Wenn gegen Ludwig den Vierzehnten keine allgemeine Erhebung des deutschen Volkes in Waffen stattgefunden hatte, wann sollte je fremde Mißhandlung die Deutschen einig finden? An warnenden und mahnenden Stimmen hatte es nicht gefehlt, und es gereicht den Kurfürsten von Trier zur Ehre, daß unter ihnen mehr als einer gewesen, der es den deutschen Reichsständen eindringlich ans Herz gelegt, daß alles Unheil im deutschen Vaterlande von jeher ganz allein aus ihrer Uneinigkeit entsprossen sei: Richard von Greiffenklau hatte das schon gethan und später, bei den Gewaltthaten Ludwig's des Vierzehnten an Straßburg und der Pfalz, Karl Kaspar von der Leyen, in neuester Zeit aber der vorige Kurfürst, Franz Georg von Schönborn. Als um einen Thronstreit in Polen, welcher Deutschland nicht das Mindeste anging, „von Cadix bis Archangel", wie ein Geschichtsschreiber sich ausdrückt, „Gold und Blut verschwendet wurden" und wiederum zwei deutsche Fürsten, in traditioneller Politik ihres Hauses seit dem spanischen Erbfolgekriege, zu Frankreich hielten, war der Kurfürst von Trier eifrig bemüht, die deutschen Stände zur Eintracht zu bringen. „Einig wollen wir sein", wiederholte er unablässig, „dann ist das Reich sicher gestellt!" Aber dieser Mahnruf, der fort und fort bis in unsere Tage vergebens klingt, ver-

hallte im Winde. Der Krieg am Rheine wurde schwächlich geführt, Prinz Eugen, der greise Feldherr, überlebte hier seinen Ruhm und der Kronprinz von Preußen, der unter dem Meister der Kriegskunst seine Schule machen sollte, lernte hier blos die Schwächen kennen, die er später selbst als Meister benutzte. Schwächlich war der Krieg auch von Seiten der Franzosen, aber desto mehr litt das Land von ihnen, und ihr König, erbittert von den Umtrieben des Kurfürsten von Trier, wie er dessen patriotische Bestrebungen nannte, gab einem Husarenregimente, das in Saarlouis lag, Befehl, denselben aufzuheben, und todt oder lebendig nach Frankreich zu bringen. Der Kurfürst war gerade zur Jagd auf dem Schlosse Grünburg, wie die Franzosen erfahren hatten; die Husaren rückten, um kein Aufsehen zu erregen, truppweise aus und schlugen einsame Waldpfade ein, um ihren Ueberfall auszuführen. Ein Posthalter jedoch, der das Vorhaben zufällig erlauschte, warf sich sogleich auf sein bestes Pferd, das er zu Tode jagte, kam aber doch zu rechter Zeit, um den Kurfürsten zu benachrichtigen, der eiligst aufbrach und eine Strecke hart verfolgt wurde. Wenn er nun die schützenden Mauern seiner Felsenfeste Ehrenbreitstein jenseit des Rheins nicht erreicht hätte, sondern von den Franzosen gefangen nach Frankreich geschleppt worden wäre, was hätten die deutschen Stände

gethan? Protestirt, den unerhörten casus ad referendum genommen, Protokolle geschrieben; das wäre Alles gewesen! Jener Krieg hatte nicht lange gedauert; seitdem war aber Deutschland wieder einmal in sich feindlich zerfallen und ein Reichskrieg gegen Preußen, den Friedensstörer, beschlossen worden, der aber nur dazu gedient hatte, das Reichsheer dem Fluche der Lächerlichkeit auf ewige Zeiten zu übergeben und den geächteten König, den es hatte zu Paaren treiben sollen, beim deutschen Volke, selbst bei seinen Gegnern, populär zu machen. Es war daher immerhin weise, daß Johann Philipp von Walderdorff, der jetzige Kurfürst von Trier, nicht dem Beispiele anderer geistlicher Fürsten, welche ihre Contingente zur Reichsarmee hatten stoßen lassen, gefolgt war, sondern seinem Lande die Neutralität erhalten hatte. Unter dem Krummstabe soll der Friede herrschen.

Alle diese Verhältnisse alter und neuer Zeit waren in dem engen und stillen Studirzimmer des Weihbischofs von Trier, Johann Nicolaus von Hontheim, besprochen worden, bei welchem sich einige Männer, die ihm nahe standen, zur Abendzeit eingefunden hatten. Es war der Geheimerath von Spangenberg, der Abt zu Sayn, Isfried Ohm, welcher sich zum Landtage in Coblenz befand, und sein Bruder Gerhard, der sich als gelehrter Forscher eines besonderen Wohlwollens von Seiten des

Weihbischofs erfreute und von diesem bei Abfassung seiner geschichtlichen Werke zuweilen über strittige Punkte in den Quellen um Rath gefragt worden war. Der Landtag und seine Verhältnisse nahmen die Männer besonders in Anspruch und hatten sie zu mancher weit in die Vorzeit zurückgreifenden Betrachtung geführt. War es nicht seltsam, daß sich das Domkapitel, wie der Adel, schon längst von den Landtagen zurückgezogen hatte und gar nicht zu den Landständen gerechnet wurde, sondern eine Macht für sich zwischen diesen und der Regierung bildete? Selbst die beiden hochgestellten Männer in dem kleinen Kreise, welche doch auch zum Adel gehörten, waren damit nicht einverstanden. Aus vierzig Domherren bestehend, deren jeder sechszehn turnierfähige Ahnen aufweisen konnte, hatte das Domkapitel in der That so wichtige Rechte, daß sie diejenigen des Erzbischofs und Kurfürsten in vieler Hinsicht beschränkten. Selbst in Ausübung seiner geistlichen Gewalt war er in manchen Dingen an die Zustimmung des Domkapitels gebunden. Dasselbe hatte überdem bei Erledigung des Stuhles den Nachfolger, also den neuen Landesherrn, zu wählen und während der Vacanz die volle Zwischenregierung im Staate, wie es in allen geistlichen Reichsgebieten war, mit allen Hoheitsrechten, welche dem Fürsten zustanden. Davon kam das Gespräch auf den Adel in Trier über-

haupt und seine neuerdings anerkannte Reichsunmittelbarkeit, welche der Abt Isfried ein Unglück für das Land nannte. Hontheim hatte kürzlich seinen Prodromus (Vorläufer) historiae Trevirensis diplomaticae et pragmaticae erscheinen lassen, eine Sammlung aller Stellen und Berichte auswärtiger Schriftsteller über Trier, wie auch ganzer Chroniken einheimischer Autoren des Mittelalters, zum Belege für seine bereits vor einigen Jahren veröffentlichte Historia Trevirensis diplomatica. Er war also gewiß ein competenter Richter über die Angelegenheit, welche seit zweihundert Jahren ein Gegenstand des Streits gewesen und in neuester Zeit, als der vorige Kurfürst sie endlich beim Reichskammergericht und zwar zu Gunsten des Adels zum Austrag gebracht hatte, wieder lebhaft discutirt worden war. Er wurde daher aufgefordert, seine Meinung zu sagen über das pragmatische Gesetz, das während der Sedisvacanz von 1729 von dem Domkapitel mit der Ritterschaft vereinbart worden, also freilich in eigener Sache, da es ja nur aus der letzten hervorgegangen und seine Mitglieder mit den meisten Adelsgeschlechtern verwandt waren, ein Gesetz, dessen Bestätigung vom Kaiser der neue Kurfürst, Franz Georg, dann nachgesucht und erhalten hatte.

„Ich muß sagen", sprach Hontheim in seiner klaren

und überzeugenden Weise, „daß ich nach den rein historischen Gründen und Daten, da ich die Acten des Reichskammergerichts nicht eingesehen, wie die Sache nun einmal zum Spruche vorlag, mein Votum für den Adel abgegeben haben würde. Eine andere Frage ist freilich, warum man es im Laufe der Zeit so weit hat kommen lassen. Denn in den früheren Reichsmatrikeln bis auf Karl V. ist unsere Ritterschaft nirgend als ein besonderer Reichsstand aufgeführt, noch 1515 hat der gesammte Adel auf dem Landtage zu Trier dem Erzbischofe erklärt, sie seien ihm schuldig, ihm ihres Vermögens zu rathen und zu helfen, und in der Einberufung zum Landtage 1548 sind ein und sechszig Ritter unseres Erzstifts mit Namen aufgeführt, welche bei demselben zu erscheinen verpflichtet waren. Von da fängt der Streit an. Es war eine Reichssteuer gegen die Türken gefordert, die auf die drei Stände: Geistlichkeit, Adel und Gemeinden vertheilt werden sollte, da hat sich die Ritterschaft, auf ihre persönliche Wehrpflicht gestützt, bestimmt geweigert, zu irgend einer Abgabe beizutragen. Beide Theile reservirten sich ihre Rechte, aber thatsächlich blieb die Ritterschaft frei und ließ nur ihre Unterthanen besteuern, erklärte sich jedoch zu Lehnsdiensten bereit: Reiterdienst auf einen Monat! Auf dem Landtage zu Coblenz 1575 kam es dann zum ernsten Streit und

der damalige Kurfürst, Jakob von Eltz, wollte den Widerstand brechen, war auch der Mann dazu. Er erklärte, daß jetzt, nachdem die persönlichen Kriegsdienste des Adels aufgehört, eine entsprechende Abgabe in Geld aus den ihm übertragenen Lehngütern an die Stelle derselben treten müsse. Die Lehne hätten sie nicht vom Reiche, sondern vom Erzstift; nicht dem Kaiser, sondern dem Erzbischofe seien sie dafür zum Kriegsdienste verpflichtet gewesen; wenn also für den letzteren nun eine geworbene Miliz eingerichtet sei, müsse der Adel zu deren Unterhaltung beitragen, denn er könne nicht den Nutzen und die Vortheile des Lehns ohne irgend eine Gegenleistung und Verbindlichkeit ziehen."

„Ganz natürlich! Aber es blieb doch dabei!" sagte der Abt.

„Wenn Jakob von Eltz nicht so früh gestorben wäre, hätte er sein Werk schon durchgeführt. Auf den Rath der beiden andern Stände beschloß er, die Ritterschaft, die sich ebenso entschlossen weigerte, dadurch zu zwingen, daß bis dahin, daß sie dem Erzstifte, durch welches sie reich geworden, Hülfe leisten wollte, ihr kein Schuldner jährlichen Zins, kein Bauer Fruchtzehnten, kein Weidepächter seine Pacht zahlen sollte!"

„Das bleibt doch immer eine bedenkliche Maßregel!" bemerkte Spangenberg. „Sie könnte gar bösen Samen

für die Zukunft streuen. Es hätte wohl noch andere Mittel gegeben, den Zweck zu erreichen."

„Gewiß, verehrter Freund", erwiederte der Weihbischof. „Ich berichte auch nur, was geschehen ist, nicht was hätte geschehen können. Der Erzbischof sah wohl selbst, daß es besser sei, den Rechtsweg zu betreten. Es handelte sich doch vor Allem um die Entscheidung der Frage: ob die Ritterschaft des Erzstifts landsässig, also seiner fürstlichen Hoheit unterworfen, oder reichsunmittelbar sei, in welchem Falle dieselbe allerdings nicht schuldig, mit den beiden andern Ständen die Landessteuer zu tragen! So brachte er denn die Klage, in Vereinigung mit den beiden andern Ständen, beim Reichskammergericht an, wo sie dann nach seinem bald erfolgten Tode nicht ohne Mitwirkung des Domkapitels eingeschläfert worden ist. Die Ritterschaft gewann dadurch Zeit, den thatsächlich eingetretenen Zustand zu consolidiren, sie bezog keinen Landtag mehr und trat, obgleich noch immer kein entscheidender Rechtsspruch ergangen war, ganz als reichsunmittelbar auf, indem sie sich den Titel Niederrheinische Ritterschaft beilegte, eine Matrikel ihrer Güter entwarf, Auflagen davon erhob und förmliche Rittertage ausschrieb, sich auch der landesherrlichen Gerichtsbarkeit entzog. Sie verbot ihren Mitgliedern, bei einer kurfürstlichen Behörde Recht zu nehmen, und setzte

ein eigenes Gericht nieder. Was halfen dagegen alle Proteste und Denkschriften! Die lange Zeit, welche seit der ursprünglich erhobenen Klage verstrichen war, die Wirren des dreißigjährigen Krieges und der späteren Drangsale haben die Sache verdunkelt, Thatsachen und Traditionen im Gedächtniß der folgenden Generationen verwischt. Das bestehende Verhältniß wurde als der Rechtszustand angesehen und der Vergleich von 1729 sanctionirte denselben. Da sich die Reichsunmittelbarkeit, wenn auch in angemaßter Weise, einmal historisch entwickelt hatte und freilich nicht mehr durch unwiderlegbare Documente umgestoßen werden konnte, ein rechtsgültiger Vergleich, der sie anerkannte, geschlossen worden war, so sehe ich nicht ein, wie der Spruch des Reichskammergerichts hätte anders ausfallen sollen. Wäre er gleich nach der Instruction des Processes gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts gefällt worden, so würde er wahrscheinlich anders gelautet haben!"

„Aber das Beispiel des Erzstifts Cöln hätte doch erwogen werden sollen!" wandte Gerhard Ohm ein, „dort giebt es doch auch einen zahlreichen und mächtigen Adel, der aber mit den Prälaten und den Städten noch heut zu den Landständen gehört, während im Trierischen die Anomalie besteht, daß es nur zwei Stände giebt, Geistlichkeit und Gemeinden. Wenn man nach gutem

alten Brauch den Lehrstand, Wehrstand und Nährstand unterscheidet, so hat unser Erzstift gar keinen Wehrstand mehr, und es ist nicht zu verwundern, daß wir in Kriegsläufen viel zu leiden haben, weil wir uns unserer Haut nicht wehren können."

„Unsere Lehnsreiterei, auch wenn sie einmal wieder aufsitzen sollte, guter Gerhard, würde keine absonderliche Figur gegen die Franzosen spielen", sagte Spangenberg lächelnd. „Einzelne Ausnahmen, zu welchen ich die Nachbarn unsers hochwürdigen Freundes in Sayn rechne, können darüber nicht trösten. Der Stein würde schon dreinschlagen, wenn der Feind einbräche; er ist einer der halsstarrigsten Verfechter der Adelsrechte, aber man kann ihm nicht viel entgegnen, wenn er sagt: Ruft uns nur, wir haben uns ja noch nicht geweigert, die Waffen für das Land zu führen, und sind immer bereit dazu, Ihr aber kriecht zu Kreuze, wo Euch ein Nachbar scheel ansieht, und denkt alles mit Beten zu zwingen, statt mit der Faust drein zu schlagen. Wir wollen nach wie vor Kriegsdienste leisten, wenn Ihr aber Eure Weißröcke für besser haltet, so ist es Eure Sache, deshalb brauchen wir aber unsere Steuerfreiheit nicht aufzugeben. Das hat er mir selbst einmal und nicht in den feinsten Ausdrücken vorgehalten."

„Ich wollte, er hätte Eurer Hochwürden Auseinansetzung mit angehört“, sprach der Abt.

„Die kann er gedruckt lesen“, erwiederte Hontheim lächelnd. „Aber so viel Ihr mir sagt, liest er überhaupt nichts.“

„Und wenn er es läse und Sie hörte“, versetzte Spangenberg, „zu überzeugen wäre er doch nicht! Nomen et omen.“

Von Stein kamen sie natürlich auf seinen Nachbar, den Herrn von Boos, zu sprechen, welchem eine gleiche mannhafte Gesinnung, wenn es persönliches Eintreten gelte, von Spangenberg zugeschrieben worden war. Der Geheimerath erzählte dem Weihbischof den eigenthümlichen Empfang, welchen Boos dem Kurfürsten an der Grenze seines Amtes Sayn bereitet hatte, und Hontheim, wie fern auch so weltlich leichtfertige Dinge seinem Sinne lagen, ferner als manchem Andern von gleichem Alter, der auch die kirchlichen Weihen empfangen hatte, nahm die heitere Erzählung unbefangen auf. Er war überhaupt in seinen gelehrten und kritischen Forschungen in der Kirchengeschichte und Theologie keineswegs so erstarrt, daß er nicht Antheil an rein menschlichen Dingen genommen hätte. Er konnte im schönsten Sinne den alten Spruch: „homo sum et nihil humanum a me alienum puto“, auf seine Person beziehen.

Der Familie Boos-Waldeck wurde dann im Allgemeinen gedacht, ihr schenkte der Kurfürst seine besondere Gunst, er vergaß es nicht, daß er dem Domdechanten von Boos, Statthalter von Trier, seine Erhebung zum Coadjutor und Nachfolger des verstorbenen Erzbischofs verdankte. Der Abt von Sayn hatte manche Beziehungen zu dem angesehenen Geschlechte, und sein Bruder, welchem damit sein Steckenpferd vorgeführt wurde, ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, dasselbe sogleich in die vielverzweigte Stammbaumwaldung des kurtrierischen Adels hinein-zu-reiten, wobei ihm jedoch sein eigener Bruder bald in die Zügel fiel, als er auch auf die von Knöring kam.

„Mir ist erzählt worden, Hochwürden", unterbrach er, zu Hontheim sich wendend, (Gerhard's genealogische Ermittelungen), „daß der Oberforstmeister mit Dero Nichte, der jungen Gräfin Magdalena von Zandt, verlobt gewesen sei; um so beklagenswerther ist das Ereigniß."

Der Weihbischof war von dieser Mittheilung überrascht. Er hatte trotz seiner Verwandtschaft nicht in näherer Verbindung mit der Gräfin von Zandt gestanden; ihr Plan, den sie der eigenen Schwester verheimlicht hatte, war ihm daher verborgen geblieben und auch, nachdem er in ihren Kreisen bekannt geworden war, hatte sich Niemand veranlaßt gefunden, dem geistlichen

Herrn, welchen dergleichen wohl wenig interessirte, davon zu erzählen. Er hatte seine Cousine überhaupt sehr lange nicht gesprochen, eine begreifliche Scheu mochte sie von ihm fern gehalten haben und von ihrer Tochter wußte er wenig mehr, als den Namen, dessen christliche Form die Modethorheit wunderlich entstellt hatte. Seit sie erwachsen war, erinnerte er sich gar nicht, sie gesehen zu haben. Er äußerte auf die Rede des Abtes, daß er von der Verlobung nichts erfahren habe und ihre Gewißheit dahin gestellt sein lasse, brach auch gleich davon ab, da er seine Gründe hatte, die Sache nicht weiter zu verfolgen. Doch beschäftigte sie ihn noch, als die Männer, die mit ihm ein paar Abendstunden zugebracht, ihn längst verlassen hatten, und als er die Mittheilung am andern Morgen über ernsten Beschäftigungen etwas vergessen, wurde sie ihm von Neuem in das Gedächtniß gerufen, als die Gräfin Zandt sich bei ihm melden ließ. Was konnte sie zu ihm führen? Auch vor ihrer Vermählung, wo er zuweilen, noch ehe er sich dem geistlichen Stande gewidmet, das Haus seines Vetters, ihres Vaters, besucht hatte, war sie ihm, dessen frühzeitiger Ernst ihr wohl nicht ansprechend sein konnte, eher ausgewichen, als freundlich gewesen; als junge Frau aber hatte sie ihn absichtlich gemieden und wohl auch ihre Ursachen dazu gehabt. Er war vielleicht nur zehn

Jahre älter als sie, doch trennte sie der Gesinnung nach schon in der Jugend eine weite Kluft — was veranlaßte sie, jetzt noch eine Brücke über diese Kluft zu schlagen?

Sie trat ein, in sichtlicher Erregung. Der Bischof ging ihr entgegen und begrüßte sie mit der ruhigen Freundlichkeit, die ihm eigen war. Daß ihr Besuch einen besonderen Grund hatte, mußte er annehmen; es wäre daher eine gesellschaftliche Maske gewesen, die er nie trug, wenn er ihr Erscheinen als eine nur verwandtschaftliche Artigkeit hätte behandeln sollen. Er führte sie einem Sitze zu und wartete nach den ersten, von ihrer Seite sehr verlegenen Worten, die der Sitte genügten, daß sie ihr Anliegen vortragen werde. Beide, wie sie sich gegenüber=saßen, bildeten einen Contrast, welcher durch die Familienähnlichkeit, die unleugbar zwischen ihnen vorhanden war, nur noch wirksamer hervortrat. Die ehrwürdige Gestalt des edlen Hontheim, frühzeitig gealtert im tiefsinnigen Forschen und Ringen des Geistes, in dem Gedanken des Kampfes, den er zu unternehmen gedachte und zu welchem er sich schon seit Jahren mit guten Waffen rüstete, aber trotz dieser äußern Zeichen, die ihn, der noch nicht das sechszigste Jahr erreicht hatte, älter erscheinen ließen, als er war, immer noch in dem Blicke seiner großen und mächtigen Augen, wie in seiner

ganzen Haltung das Bild ungeschwächter Kraft — und vor ihm die Frau, welche in üppiger Fülle auch jetzt noch Ansprüche der Gefallsucht machen konnte, strotzend vor Gesundheit, und doch so unbehaglich im Ausdruck ihrer Mienen, so scheu dem ruhigen Blicke ihres Vetters zu begegnen, dem sie doch ihre Anwesenheit erklären mußte!

„Sie haben etwas auf dem Herzen, Cousine!“ ermunterte er sie freundlich. „Sprechen Sie!“

„Ja, mein Cousin, wenn Sie mir diesen Namen gestatten!“ rief sie. „Zu Ihnen, der allein meine Zweifel lösen kann, komme ich in einer Angelegenheit, die mein Herz ängstlich berührt. Es betrifft meine Tochter.“

Wiederum stockte sie, als könne sie ihre Gedanken nicht gleich ordnen und er glaubte ihr zu Hülfe kommen zu müssen. „Ich habe schon gehört“, sagte er schonend, „daß ein unglückliches Ereigniß Sie betrübt hat.“

Sie blickte ihn überrascht an; war die Kunde, welche sie ganz unnöthigerweise in jenem unbewachten Moment ihren Lippen hatte entschlüpfen lassen, sogar bis in diese, allen weltlichen Dingen sonst verschlossene Klause gedrungen?

„Sie wissen darum“, sagte sie, die Augen vor den seinigen niederschlagend — „und haben mich wohl . . verurtheilt?“

2*

„Ich verurtheile Niemand!" antwortete er mild. „Wie sollte ich gegen meine Verwandte ein Urtheil mir gestatten, wozu mir alle Kenntniß der Verhältnisse fehlt?"

Sie bereute schon, daß sie das Wort gewählt hatte, welches ein Eingeständniß der Schuld in sich zu enthalten schien. „Verzeihen Sie, mein theuerer Cousin!" sagte sie einlenkend. „Wir sind uns leider so fremd geworden — mein Gemahl führte mich früh aus der Heimath und stand Ihnen dann so fern . . . Ich bitte, verzeihen Sie mir! Die Menschen urtheilen hart auf den äußern Schein, ich hätte wissen sollen, daß Sie dessen nicht fähig sind."

Sie reichte ihm ihre noch immer schöne Hand, welche er nahm und sie bat, ihm in diesem Sinne ihr Vertrauen zu schenken.

„Lassen Sie mich frühere Zeiten berühren", begann sie nun, „traurige Dinge, die mit allen Thränen nicht ungeschehen zu machen sind — wieviel Thränen ich darüber vergossen habe, weiß nur Gott, der in mein Herz sieht, ob ich die Schuld des Unglücks gewesen bin!" Sie weinte von Neuem — die Berufung auf den Allwissenden, deren sie sich in diesem Moment bedient, erschien ihr aber plötzlich selbst wie ein Frevel und erschütterte ihre Standhaftigkeit so, daß sie eine längere Zeit unfähig war, in ihrer Rede fortzufahren. Hontheim's

lautere Seele hatte keine Ahnung, wie ein Geschöpf, in Weltklugheit und Selbsttäuschung aufgewachsen, es für nichts achten kann, die unbekannte Macht, deren Bekenntniß mit dem Munde wenig mehr als eine angelernte Form ist, zum Verschleiern der eigenen Makel, die man der Welt nicht eingestehen will, frevelhaft herbeiziehen kann! Er beruhigte seine Verwandte daher und wartete geduldig ab, bis sie sich soweit gefaßt habe, sich weiter auszusprechen.

„Vielleicht entsinnen Sie sich noch, wie mein Vater dem Grafen Zandt meine Hand zusagte, ohne mein Herz nur im Mindesten zu fragen" — fing sie endlich wieder an. „Sie waren von Straßburg, wo Sie studirten, gerade damals zur Ferienzeit zu Ihren Eltern nach Trier gekommen und oft in unserm Hause — gewiß werden Sie nicht mehr wissen, wie fröhlich wir eines Abends waren, als mein jetziger Schwager Hillesheim von Wien gekommen war und meiner Schwester, die seine Braut war, und uns allen so allerliebste Geschenke mitgebracht hatte" —

Sie war dann ganz in die gewohnten Gleise gerathen und ihre Stimme klang wieder ganz fest; der Bischof hatte freilich jede Erinnerung an den Abend verloren, den sie ihm zurückrufen wollte, sie kam aber gleich zum Zweck. „Wie sollten Sie an solche Kindereien je noch

gedacht haben! Mir ist jedoch dieser Abend unvergeßlich geblieben, denn er hat über das Schicksal meines ganzen Lebens bestimmt. Als die Verwandten sich entfernt hatten, eröffnete mir mein Vater, daß Graf Zandt um mich angehalten habe und daß ihm meine Hand zugesagt sei, er werde morgen kommen und mir als mein Bräutigam vorgestellt werden, ich möge mich vorbereiten, ihn schicklich zu empfangen. Daß ich die ganze Nacht unter Thränen zugebracht habe, können Sie sich denken, wenn Sie mir nur noch einen Funken der Erinnerung bewahrt haben. Mein Herz war ganz frei . . . aber der Gedanke, Zandt anzugehören, machte mich tief unglücklich. Es ist wohl Unrecht, daß ich so von ihm spreche, Sie werden mich tadeln, Cousin, denn er ist todt und war doch ein braver Mann . . . aber ich mußte Ihnen das sagen, damit Sie mich verstehen."

„Sie haben Ihren Eltern keine Vorstellungen gemacht?" entgegnete Hontheim, in dessen Mienen allerdings keine Zustimmung zu lesen war. Sie schaute aber nicht zu ihm auf und bemerkte seinen Ernst nicht.

„Wozu hätte mir das geholfen?" erwiederte sie. „Mein Vater duldete niemals einen Widerspruch gegen seinen Willen, selbst von meiner Mutter nicht, die er doch liebte. Ich wurde also mit Zandt vermählt, er führte mich nach Wien und Italien, und die Zer-

streuungen, welche ich dort fand, ließen mich nicht zum rechten Bewußtsein kommen, daß mein Herz nicht glücklich sei, ich amüsirte mich und war damit zufrieden. Dann besuchten wir seine Verwandten in Baiern und Hessen und ich hatte mich ganz an meine Ehe gewöhnt." Hier wurde sie durch eine leichte unwillkürliche Handbewegung ihres Vetters aufmerksam, daß sie behutsamer in ihren Ausdrücken sein müsse und fuhr rasch fort. „Ja, ich kann sagen, daß ich meinem Gemahl herzlich gut wurde, wenn auch eine Liebe — verzeihen Sie, mein theurer Cousin, daß ich Sie mit profanen Dingen belästige — die Sie wohl mit strengen, verwerfenden Blicken ansehen. Ich mußte es aber thun, damit Sie begreifen, wie die Menschen, deren Scharfblick es nicht verborgen blieb, daß Zandt, schon bei dem Unterschied der Jahre, mir keine Liebe einflößen konnte, bald genug spähten, ob mein Herz denn auch gegen jüngere, schönere und elegantere Cavaliere, die mich ihrer Aufmerksamkeit würdigten, ganz unempfindlich sei, und dann aus ganz unschuldigen Dingen, bei denen ich mir in meiner Unbefangenheit nicht das Geringste dachte, mich verurtheilten. Ich lernte dann den Herrn von Knöring kennen, den Vater des Armen, dessen Tod so allgemeine Theilnahme gefunden hat . . . er war damals noch nicht verheirathet, ich lernte ihn kennen, er war heiter, wie ich,

war sehr gern in meiner Gesellschaft ... Sie wissen ja, wie es nun schrecklich kam. Böse Zungen reizten meinen Mann zur Eifersucht, als Knöring längst verheirathet war, er quälte mich aufs Blut, er beleidigte Knöring, wie kein Mann von Ehre es ertragen kann — was dann geschehen ist, wissen Sie!"

„Ich weiß es", antwortete Hontheim, als sie tief bewegt abbrach und ihr Antlitz mit dem Taschentuch verhüllte. „Wenn Ihr Gewissen Sie, wie ich nach den feierlichen Worten, die ich vorher vernommen habe, nicht zweifeln kann, von aller Schuld freispricht, so tragen Sie es als eine Prüfung, als eine Warnung des Herrn." Er hatte wohl noch andere Gedanken, aber er verschmähte es, gegen die Frau, deren Sinn er in der kurzen Unterhaltung vollkommen erkannt hatte, als Bußprediger aufzutreten, da es wohl nicht Geständnisse aus der Vergangenheit waren, deren Bedürfniß sie zu ihm geführt.

Sie seufzte tief. Sein Wort hatte doch wie eine Mahnung an ihr Herz geklopft. Doch faßte sie sich und fuhr fort: „Ich habe dann traurige Tage genug verlebt; als ich meinen Mann verloren hatte, war Madlone mein einziger Trost ..." Hier überkam es sie wieder, wie eine Furcht, als ob der fromme Mann, der vor ihr saß, mit überirdischer Seherkraft begabt,

bis auf den Grund ihrer Seele schauen und wahrnehmen könne, daß die Tage, welche sie verlebt hatte, gar nicht so traurig gewesen waren, wie sie vorgab. „Die Zeit verflog", sprach sie in schnellen Worten weiter, „mein Kind erwuchs und ich kam zuweilen mit Knöring's Sohn zusammen, der unterdessen auch herangewachsen war und sich bald eine ehrenvolle Carriere eröffnete. Ich sah, daß er anfangs wohl einige Zurückhaltung gegen uns zeigte, wie es natürlich war, aber ich bemerkte zu meiner Freude, daß er dies Gefühl überwand und sich uns näherte; bald konnte ich auch bemerken, daß er für Madlone eine Neigung faßte, und wie eine glückliche Eingebung kam mir der Gedanke, daß die beiden Kinder die schönste Versöhnung für den alten unseligen Zwist geben könnten, mir war, als müßten die Väter vom Himmel mit Wohlgefallen auf den Bund herniederschauen, der ihre Entzweiung wieder gut machte. Und meine Wünsche wurden erhört: Knöring sprach sich gegen mich aus und ich fand keinen Grund, seine Hoffnungen zu trüben, nur wollte ich das Verfahren meines Vaters mit mir nicht an meinem Kinde wiederholen, und so war ich denn mit seinem Wunsche einverstanden, daß ich Madlone nichts von seiner Besprechung mit mir sagen, sondern es ihm überlassen sollte, Madlone's Herz zu gewinnen. Wenn er dessen ganz sicher sei, wollte er

dann mit seiner Werbung öffentlich hervortreten. Gott hat es anders verhängt ... und mein heißer Wunsch, die Abgeschiedenen zu versöhnen, ist unerfüllt geblieben."

„Im Lande der Herrlichkeit und des ewigen Friedens, wenn die Zeit der Läuterung vorüber ist, waltet nur Versöhnung!" erwiederte der Bischof mild. „Darüber, meine Freundin, beruhigen Sie Ihr Herz. Stärken Sie sich im Gebet und stellen Sie dem Herrn anheim, welche Wege Er für Ihr Kind ferner bereiten wird. Er schicket wohl Trübsal, und wenn sie da ist, wie die Schrift sagt, dünket sie uns schwer, aber Gott führet Alles herrlich hinaus."

Sie faßte seine Hand und küßte sie. „Seit dem schrecklichen Tage, der meine Hoffnungen zerstörte, habe ich keine Ruhe mehr gehabt", sprach sie. „Mir ist, als müsse ich dem Herrn ein Opfer bringen, um ihn mir zu versöhnen ..."

„Das einzige Opfer, das dem Herrn gefällt, ist ein bußfertiges Herz", versetzte der Bischof.

Sie schwieg einen Augenblick, als ob dies Wort sie getroffen hätte. „Das will ich dem Herrn bringen", sagte sie dann mit zitternder Stimme, „aber zugleich das Liebste, was ich habe: ein reines Lamm, wie es einst dem Herrn der Heerschaaren von seinem Volke dargebracht worden ist, um ihn zu versöhnen!"

„Unser Gott ist ein Gott der Liebe und des Erbarmens, der keine äußeren Opfer fordert, wie sie einst dem Jehovah des alten Testaments, dem Zornigen, dem Herrn der Rache, in blinder Furcht gebracht wurden, ehe der Welterlöser die reine Gotterkenntniß und den wahren Gottesdienst lehrte. Wenn ich Sie recht verstanden habe, so beziehen sich Ihre Worte auf Ihr Kind."

„Ja, mein frommer, mein heiliger Freund!" rief die Gräfin, hoch aufathmend, daß endlich die schwere Last von ihrem Herzen genommen ward. „Sie haben mich verstanden; was könnte ich Gott wohlgefälliger thun, als Ihm mein Kind weihen; welchen Frieden, welche höhere Seligkeit meiner Tochter bereiten, als sie dem himmlischen Bräutigam vermählen, um in heiliger Freistatt, vor allen Gefahren der Welt behütet, Ihm zu dienen und für die Ihrigen, die hinübergegangen sind und die noch hienieden weilen, kindliche Fürbitte zu thun?" Ihre Mienen hatten sich zu einem Lächeln belebt, das mit dem himmelwärts gehobenen Blicke der Verzückung wenigstens in diesem Moment keinen Zweifel an der Aufrichtigkeit ihrer Herzensmeinung zuließ.

Der Bischof betrachtete sie ernst und theilnahmsvoll. Ein tiefes Mitleid ging durch seine Seele. Sie hatte sich in ihrem weltlichen Sinne lange gesträubt vor

dem Bekenntniß ihrer Verirrungen und hier lag es offen vor ihm; sie haschte und suchte nach der Versöhnung, die nur in Reue, Buße und Besserung erlangt werden kann, und glaubte den Weg gefunden zu haben! — „Hat Magdalena diesen Entschluß gefaßt?“ fragte er.

„Sie wird es segnen, wenn ich ihr den stillen Hafen zeige!“ erwiederte sie. „Ich habe noch nicht mit ihr davon gesprochen — ich wollte mich erst von Ihnen in dem Glauben bestärken lassen, daß ich das beste Theil für sie erwählt habe.“

„Haben Sie die feste Ueberzeugung, daß Magdalena sich aus wahrem innern Berufe dem Kloster widmen wird? — Sie sind darüber zweifelhaft! O meine Freundin, trauen Sie dem Gemüthszustande des Augenblicks nicht, wie er sich vielleicht in Magdalena kundgiebt, wenn sie durch den Verlust ihres Verlobten erschüttert ist! Junge Herzen sind heftigen Gefühlen unterworfen, aber ebenso einem schnellen Wechsel derselben. Sie geben sich leicht der Verzweiflung hin, daß nun Alles auf Erden für sie verloren sei, und Manche hat schon in diesem Wahne ihre Zuflucht hinter Klostermauern gesucht, welche bald genug in bitterer Reue ihr unwiderrufliches Gelübde beweinte. Das Kloster ist eine gefährliche Zuflucht.“

„Das können Sie mir sagen?“ rief die Gräfin erschrocken.

„Nicht wahr, ich als ein Bischof der Kirche, das macht Sie irre an mir“, erwiederte Johannes von Hontheim mit ruhigem Tone. „Weil ich das bin, muß ich so sprechen. Wehe denen, die in Leidenschaft und Geistesverwirrung sich dem Kloster weihen, sie finden dort nimmer den Frieden, sondern nur die Versuchung, sich schwer zu versündigen! Es ist ein heiliger Beruf, dem Herrn in stiller Zelle zu dienen und wohlthätige Werke zu Seines Namens Ehre zu thun; aber diesen Beruf muß die Seele in Wahrheit fühlen, sie muß sich streng geprüft haben, ehe sie den ernsten Schritt thut — darum, wenn Sie mein Wort hören wollen, lassen Sie diese Prüfung bei Ihrem Kinde vorangehen, der Gedanke, der Entschluß muß aus ihr selbst kommen, nicht fremde Einwirkung oder Ueberredung darf sie dahin führen. Hat Magdalena schon irgend eine Andeutung hören lassen, daß sie den Schleier nehmen will?“

Die Gräfin wollte ausweichen, aber es war unmöglich, sie mußte gestehen, daß sie nichts von ihrer Tochter gehört habe, woraus sie mit Sicherheit auf ihre Gedanken über diese Frage schließen könne, doch zweifelte sie nicht an Madlone's frommem Sinne, der gewiß nur das Asyl, wenn es sich ihr von fern zeigte, mit Freuden

annehmen werde. „Soll ich ihr, die vielleicht den rechten Weg nicht zu finden weiß, denn gar keinen Fingerzeig geben?“ fragte die Gräfin zaghaft.

„O ja“, erwiederte der Bischof, „aber nur in Form einer Frage, niemals der Ueberredung. Sie würden sich, wenn Ihr Kind später doch zum Bewußtsein käme, daß es einen übereilten Schritt gethan, einer schweren Verschuldung theilhaftig machen. Je höher und heiliger ich das Klosterleben in seiner wahren Bedeutung achte, desto mehr muß ich warnen, dasselbe durch irdische Beweggründe zu entweihen. — Und jetzt noch eine Frage an Sie, Wilhelmine. Hat sich in Ihrem Herzen niemals der Gedanke für Ihren eigenen Frieden geregt, den Sie in Ihrem Kinde wecken wollen?“

Sie wechselte die Farbe. Es war der Stolz, der aus dem Gefühl der Demüthigung fast in demselben Momente aufloderte, als sie sich von der scharfen Pfeilspitze seiner Frage getroffen fühlte. „Ich habe daran gedacht“, erwiederte sie mit unsicherer Stimme, welche keine Ueberzeugung verrieth oder geben konnte. „Mehr als einmal habe ich daran gedacht, ob es mir, wenn Madlone an der Seite ihres Gemahls wohl geborgen sei, nicht am besten sein würde — die stille Freistatt eines Klosters zu suchen . . . aber dieselben Zweifel, die Sie vorher äußerten, mein Cousin, haben mich daran irre gemacht.“

Er wußte nun genau, wonach er geforscht, und trieb sie nicht weiter. „In höherem Maße noch müssen Sie also bei Ihrem Kinde vorsichtig sein", sprach er. — „Fragen Sie schonend, offen, ehrlich — und wenn Magdalena freudig einwilligt, so verhüten Sie, daß diese schnelle Aufwallung sofort zum bindenden Entschluß werde, lassen Sie der Zeit ihr Recht. Ihr Kind ist noch zu jung, um sich — selbst unter Voraussetzung einer wahren innigen Neigung zu dem ihr zugedachten Verlobten! — von aller Hoffnung auf irdisches Glück in einer anderen Verbindung loszusagen. Wenn aber — da Sie doch keineswegs überzeugt sind, daß Magdalena den Verstorbenen wirklich geliebt hat! — wenn aber, sage ich, Ihre Tochter die Frage, ob sie den Schleier nehmen würde, unbedenklich verneint, so mache ich Sie dafür verantwortlich, daß Sie nicht von Ihrer Gewalt als Mutter, sei es durch liebevolle Vorstellungen oder andere Mittel, Gebrauch machen. Wollen Sie mir das versprechen, Wilhelmine?"

„Ich ... werde an meinem Kinde nie anders, als eine Mutter handeln!" erwiederte die Gräfin zögernd. „Ich liebe Madlone ja und wünsche nur ihr Glück ... Kann sie das noch in einer anderen Verbindung finden, so wäre mein Wunsch erfüllt. Aber ... versprechen, was Sie fordern, theurer Cousin ... wahrhaftig, mir

liegt es fern, meine Gewalt zu einer Ueberredung zu mißbrauchen, aber bei jedem Worte aus meinem Herzen müßte ich ja bange Zweifel hegen, ob ich im strengsten Sinne genommen nicht mein Versprechen gebrochen hätte! Sie fordern Uebermenschliches von mir!"

„Es war nur eine Bitte, liebe Cousine", sagte er. „Ich will Ihr Gewissen nicht beschweren. Handeln Sie, wie Sie es vor Gott verantworten können. Sie haben mich um meinen Rath gefragt und kennen nun meine Ansichten. Der Herr erleuchte Sie!" — Die Gräfin konnte diese Worte nicht mißverstehen, sie deuteten an, daß Hontheim die Unterredung zu beendigen wünschte. Mit einer Ungezwungenheit, wie sie nur das Leben in der großen Welt geben kann, stand sie auf, dankte ihrem Vetter, daß er ihren Sorgen und Zweifeln seine Theilnahme geschenkt habe und versprach ihm, Alles, was er ihr gesagt, zu beherzigen. Dann nahm sie Abschied und verließ das Haus mit dem unklaren Gefühl, daß es für ihre Seelenruhe besser gewesen, es niemals betreten zu haben.

Zweites Kapitel.

Ein nächtlicher Sturz.

Der Landtag des Kurfürstenthums, welcher sich diesmal zu Coblenz versammelt hatte, war schwach besucht gewesen. Seit die Ritterschaft vor neun und zwanzig Jahren durch jenen Vergleich für reichsunmittelbar anerkannt worden war, gab es, wie schon bemerkt, nur zwei Stände, welche die allgemeinen Angelegenheiten des Landes, um die sich der Adel fortan nicht mehr kümmerte, zu berathen hatten: die Prälaten nebst der Clerisey und die Städte. Die Prälaten (clerus superior) waren die sechs Aebte der Mönchsklöster und die acht Dechanten der Hauptkirchen, die Clerisey (clerus inferior) wurde durch elf Landdechanten vertreten. Von den acht und zwanzig Städten des Erzbischofs waren vierzehn stimmberechtigt. Der Abt zu St. Maximin war Primas der Landstände und sowohl im obern, als im niedern Erzstift (jenes zu Trier, dieses zu Coblenz) gab es ein geistliches und ein

weltliches Directorium. Dem Domkapitel, das sich über die Landstände erhoben hatte, zeigte der Kurfürst nur deren Einberufung an, damit dasselbe nach Belieben zur Anhörung der Landtagsproposition Deputirte abschicken könne, welche sich aber nach der Verlesung derselben sogleich wieder entfernten. Diesmal waren gar keine Abgeordneten des Domkapitels erschienen, da die Proposition, von welcher dasselbe bereits Kenntniß genommen hatte, in der That sehr geringfügig war. Die Bestimmung und Befugniß der Landstände hatte allerdings noch die uralte deutsche Grundlage. Sie sollten über gemeinsame Bedürfnisse des Reichs und die Subsidien, welche demselben zu bewilligen waren, vorzüglich jedoch über den besonderen „Nutzen des Erzstifts“, in Betreff der Landesvertheidigung, der fürstlichen Domainen, neu anzulegender Straßen und Bauten u. s. w. berathen und die jährlichen Steuern feststellen — nächstdem aber sollte der Landesherr durch sie die Wünsche seines Volkes vernehmen und zwar aus dem Munde solcher Männer, welche durch ihre Stellung unabhängig waren und zugleich die nöthige Erfahrung, Einsicht und Kenntniß von den Zuständen und Bedürfnissen des Volkes besaßen. Sie sollten Vermittler und Räthe zwischen Fürst und Volk sein. Wahrlich, eine schöne und hohe Bestimmung — wäre sie nur immer in Treue

und uneigennütziger Vaterlandsliebe erfüllt worden! Die Landstände waren auch befugt, ihrerseits Vorschläge zu machen und Einspruch gegen rechtswidrige Handlungen des Fürsten zu thun, und ihr Recht nöthigenfalls beim Reichskammergericht zu suchen; wie der Fürst auch bei demselben seine Landstände verklagen konnte, wenn er dazu Grund hatte. Ist es nicht ein Jammer, daß alle auf die Einheit des deutschen Reichs in seiner Rechts- und Wehrverfassung gerichteten Institutionen: die Reichstage, das Reichskammergericht, die Reichsarmee, durch eigene Schuld zum Spott und Hohn in ganz Europa, und auch im eigenen Vaterlande geworden sind? Aber nicht blos die für das Ganze geschaffenen Einrichtungen, auch die Landstände der einzelnen Reichsgebiete waren nicht der Schatten ihrer früheren Wesenheit mehr und die im Kurfürstenthum Trier machten davon keine Ausnahme.

Dem Landtage waren diesmal auch nur unbedeutende Propositionen gemacht und leicht bewilligt worden. Die Steuerverhältnisse des Landes hatten sich, wie Dr. Gerhard Ohm schon auf der Hinfahrt nach Coblenz gegen seinen Bruder, den Abt, ironisch bemerkte, außerordentlich vereinfacht, weil die Geistlichkeit nur wenig und der Adel nichts dazu beitrug. Uebrigens waren die Steuern nicht hoch: eine Kopfsteuer, auf jedes Ehepaar ein Gulden,

auf Verwittwete ein halber Gulden, eine Gewerbesteuer von jeder Art Nahrung oder Handwerk, beide trug der weltliche Stand allein, und was sie summarisch ergaben, wurde von der Totalsumme des bewilligten Steuerbetrages oder, wie es genannt wurde, der „Beisteuer" in Abzug gebracht; für den noch aufzubringenden Rest wurden dann alle geistlichen und weltlichen Güter, Zehnten, Zinsen, Renten und Gefälle, nur die Häuser ausgenommen, in gleichen Anschlag gebracht. Der Kurfürst Johann Philipp hatte Mittel gefunden, den großartigen Aufwand seiner Hofhaltung und die Kosten seiner vielen Bauten auf eine andere Weise aufzubringen, als durch Erhöhung der Steuern; nur 806 Gulden 40 Kreuzer mußten noch extraordinair gezahlt werden, so viel hatte er nach dem Reichsmatrikularanschlag für sein Contingent zur Reichsarmee, das er, um seinem Lande die Neutralität zu erhalten, nicht gestellt hatte, an die Reichsoperationskasse zu zahlen. Er wünschte zwar der Kaiserin Maria Theresia den Sieg, aber die Erfahrungen des letzten Krieges hatten ihn belehrt, daß, wenn sich derselbe einmal in ein Land zieht, die armen Unterthanen von Freund und Feind in der Regel gleich viel zu leiden, beide wenigstens zu ernähren haben, und die $26^2/_3$ zu Roß und $122^2/_3$ zu Fuß, welche Kurtrier zu stellen hatte, würden den König von Preußen auch nicht un-

glücklich gemacht haben. Die Landstände hatten die Summe mit Leichtigkeit bewilligt, die Mittel angewiesen zur Anlage einer verbesserten Straße von Ehrenbreitstein nach Kunostein-Engers, dessen Jagdschloß, aus eigener Kasse vom Kurfürsten gebaut, ein Stolz des Landes geworden war, und ihre übrigen Vorlagen schnell erledigt, so daß der Abt Isfried zu Sayn, als er heimkehrte, seinen ganzen Convent überraschte, der seiner noch nicht gewärtig war und sich einige Freiheiten erlaubt hatte, welche die strenge Regel der Prämonstratenser nicht gut hieß. Der Abt fand sich veranlaßt, die verletzte Disciplin zu ahnden, und war verstimmt, als er Abends mit seinem Bruder im vertrauten Gespräche saß. Er hatte gehofft, schon so viel in der ihm anvertrauten Gemeinschaft erreicht zu haben, und fand es immer wieder in Frage gestellt. Unter vier Augen, gegen seinen treusten und verschwiegensten Freund, konnte er wohl aussprechen, worin er die Ursache der mehr und mehr zunehmenden Verweltlichung des geistlichen Standes suchte, es war das Beispiel, das von den Kirchenobern, und nicht blos im Trierischen Lande, gegeben wurde, das Wohlleben, der Luxus und die Verschwendung in äußerlichen Dingen — und was damit zusammenhängt! „Du wirst mich nicht für einen Häretiker halten, Gerhard“, sagte er, „wenn ich es für kein Heil ansehe, daß Bischöfe

der Kirche in unserm deutschen Reiche zugleich Landesherren geworden sind — was doch in keinem andern Lande der Fall ist."

„Der Papst zu Rom!" warf Gerhard ein.

„Das ist das Oberhaupt der ganzen katholischen Christenheit!" entgegnete der Abt eifrig. „Es ist der Kirchenstaat, das Patrimonium Petri, das ihm anvertraut ist, und die Pracht, die zu Rom entfaltet wird, hat ihre Berechtigung, denn sie dient zur Verherrlichung der ganzen Kirche." Und er erging sich in beredten Argumenten für die Nothwendigkeit weltlichen Besitzes für den Papst, während er sie den deutschen Erzbischöfen und Bischöfen doch abstritt, Argumente, welche dem kritischen Geiste seines Bruders nicht einleuchten wollten.

„Halten wir uns an die Facta!" sagte der Gelehrte. „In Deutschland ist nun einmal der Krummstab hinter den Wappenschilden der geistlichen Stifter mit dem Schwerte, dem Symbol des weltlichen Regiments, gekreuzt. Weiß der Herr Prälat, wie viel unmittelbare reichsfreie geistliche Stände das deutsche Reich anitzo zählt? Ich kann es Ihm sagen. Außer den drei geistlichen Kurfürsten haben Sitz und Stimme im Reichsfürstenrath drei und dreißig Erzbischöfe, Bischöfe und gefürstete Aebte; an Reichsprälaten, Aebten, Pröbsten, Aebtissinnen, welche stimmberechtigt auf Reichstagen sind,

zählen wir sieben und dreißig, Summa drei und siebenzig geistliche Häupter, so bei deutscher Nation allgemeinen Angelegenheiten unter einen Hut mit den weltlichen Ständen zu bringen sind, deren Zahl Legion! Unterschiedliche Klöster, Collegia Canonicorum und Stifter, welche auch reichsunmittelbar sind, aber keine Stimme auf dem Reichstage haben, kommen noch zu der Summa, die ich oben nannte, hinzu. Du hast Recht, Isfried, zum Heil für Deutschland gereicht es nicht und in Frankreich und Spanien giebt es keine geistlichen, wie überhaupt gar keine reichsfreien Fürsten, wofür dort Ludwig der Elfte und in Spanien Ferdinand der Katholische gesorgt hat; aber das Factum ist doch nun einmal da und wird bleiben, bis einmal ein Sturm daherfährt und die Schwerter von ungebührlicher Wappenstelle hinwegfegt. Dann wird der Krummstab um so schöner strahlen, ohne irdisches Beiwerk."

Der Abt seufzte. Er war ein erleuchteter Mann, und die Ehre und Wohlfahrt seines deutschen Vaterlandes lagen ihm am Herzen, wie so manchem wahrhaften Patrioten in jener beklagenswerthen Zeit, welche den Sturm, von welchem Gerhard prophetisch gesprochen hatte, schon in der Zukunft als unabwendbar erscheinen ließ. Aber doch hatte ihn schon manche frühere Aeußerung seines Bruders beunruhigt, und der Seufzer galt mehr

diesem, als den Zuständen, welche er geschildert hatte. Der Abt glaubte daher, sich noch mehr aussprechen zu müssen, um nicht mißverstanden zu werden, denn er war ein sehr eifriger Kämpfer für seine Kirche.

„Wenn ich vorher gesagt, Gerhard, daß ich es für kein Heil ansehe, daß Bischöfe der Kirche im deutschen Reiche zugleich Landesfürsten geworden sind, so mußt Du es nur dahin deuten, daß sie damit zugleich genöthigt worden sind, sich mit einer weltlichen Hofhaltung zu umgeben und dadurch den Luxus nicht blos unter den weltlichen Ständen, sondern auch unter ihrem Clerus durch ein verführendes Exempel zu begünstigen."

„Unsere Eminenz-Durchlaucht zum Beispiel!" warf Gerhard wieder hinein.

„Ich sprach nur im Allgemeinen, denn ich halte es für eine natürliche Consequenz weltlicher Hofhaltung. Deshalb will ich aber die gute Seite unseres geistlichen reichsunmittelbaren Standes im deutschen Reiche nicht verkennen. Gerade hier möchte man darin eine Wohlthat sehen, deren die Länder, die ich nannte: Frankreich, Spanien, auch Italien und Polen, nicht bedürfen. — Deutschland ist der Herd jenes verderblichen Feuers gewesen, das vor zweihundert Jahren die Kirche in ihrer Einheit auseinander gerissen und einen Theil der Christenheit verderblich angesteckt hat. —"

„Du meinst die Reformation?“ fragte Gerhard.

„So ist sie genannt worden; ich möchte dafür eine andere Benennung wünschen, denn Reform ist ein heilsames Werk, und ich will ja nicht in Abrede stellen, daß die Kirche, wie es erleuchtete Concilien selbst ausgesprochen und angestrebt haben, einer solchen an Haupt und Gliedern bedurft hat. Gleichviel jedoch! Halten wir uns, mit Dir zu sprechen, an die Facta. Nun aber sage ich Dir, daß ohne die weltliche Autorität der geistlichen Kurfürsten und so vieler reichsunmittelbaren Bischöfe und Aebte das verderbliche Wesen viel weiter um sich gegriffen haben würde, daß man also die geistlichen freien Reichsstände als einen Damm dagegen ansehen muß. Von diesem Gesichtspunkte aus wirst Du mir nicht viel einwenden können, Gerhard!“

„Ein Damm gegen die Sündflut!“ erwiederte Gerhard bedächtig. — „Eine Sündflut war es doch, wenn ich Deiner Rede beipflichten soll. Und in Deutschland mußte er aufgeworfen werden, wenn ich Dich recht verstehe, weil hier die Schleusen des Himmels zuerst geöffnet worden sind. Nennen sie ja doch die lutherische Lehre an manchen Orten, selbst im Reich, noch heut den deutschen Glauben, was mir eine gar seltsame Bezeichnung dünkt, wenn man sich daraus die Consequenzen zieht.“

„Um aller Heiligen willen, mein Bruder!“ rief der Abt, vor diesen Reden erschrocken.

„Ich bringe nur ein Factum vor — Du wirst mich darum nicht für einen schlechten Katholiken halten. Mir hat ein rechtschaffener Mann, der im Münsterlande eine Zeitlang gewohnt hat, erzählt, daß ihm ein Knecht, der immer gut gehalten worden, den Dienst aufgekündigt und nach dem Grunde befragt, geantwortet hat: er habe nicht gewußt, daß sein Herr dem deutschen Glauben zugethan sei.“

„Und aus der Unwissenheit des gemeinen Volks willst Du Consequenzen ziehen?“ rief der Abt. „Gott bewahre uns in Gnaden. Es giebt eine Grenze, Gerhard, über welche hinaus selbst der Geschichtsforscher, wie Du selbst nur zu geneigt bist, sich nicht des eigenen, doch immer von irdischer, beschränkter Anschauung bedingten Urtheils getrauen darf, sondern sich bescheiden muß bei dem, was die Offenbarung, die Kirchenväter, die Päpste und Concilien unabänderlich festgestellt haben. Geschichtsforscher sind leider, wie auch die Aerzte, die bei der Anatomie des Leibes keine Spur einer unsterblichen Seele finden und darum an ihr zweifeln, arger Versuchung zum Skepticismus ausgesetzt, und ich warne Dich, mein Bruder.“

„Deine Besorgniß ist, was mich betrifft, unbegrün-

det", erwiederte Gerhard ruhig. „Ich bin kein Zweifler, wie mancher Arzt, der auf empirischen Wegen nach Spuren sucht, die er dort nicht finden kann; mein katholisches Glaubensbekenntniß wird durch all meine Forschungen nur bestärkt. Das schließt aber die Duldung nicht aus — ich möchte wohl, Isfried, daß Du darüber nachdächtest."

„Duldung, gegen den Menschen, ja! Keine Glaubensverfolgung, keine Inquisition, keine Scheiterhaufen! Aber Duldung gegen den Irrglauben? Drehen und Deuteln, Nachgeben in diesem oder jenem Punkte? Eins nur kann göttliche Wahrheit sein! Oder willst Du sprechen mit Pilatus, dem Heiden: Was ist Wahrheit? Oder gar wie der indifferente Preußenkönig: In meinem Staate kann Jeder auf seine Façon selig werden?"

Das Gespräch war jetzt auf eine Spitze getrieben, daß Gerhard es nicht weiter führen wollte, um seinen Bruder, der heftiger Natur war, nicht zu Aeußerungen zu veranlassen, welche über seine gewohnte Mäßigung hinausgingen. Er lenkte also ein, aber die Brüder trennten sich heut unzufrieden von einander. Ueber die Zersplitterung des deutschen Reichs waren sie sonst ziemlich gleicher Meinung gewesen, der kleine Herr hätte sich einverstanden erklärt mit jedem energischen Vorgehen zur Einigung Deutschlands, wie bei der Begründung des

Reichs vor neunhundert Jahren, wo es unter Einem König, ohne alle Theilung selbstständiger Fürsten, die das Oberhaupt mit der Zeit kaum mehr anerkannten, in Wahrheit Ein Reich gewesen war; dem Abte war die Einigung, da sie nur durch einen Act der Gewalt vollzogen werden konnte, mehr ein frommer Wunsch geblieben, wenn er auch nicht abgeneigt war, dem Kaiser, von dem ein solcher Act doch nur ausgehen durfte, ein gewisses Recht dazu in Hinblick auf die ursprüngliche Gestaltung des Reichs im Jahre 843 einzuräumen. Selbst über Karl's V. Streben in dieser Beziehung waren die Brüder, weil sie die Wiederherstellung auch der Kircheneinheit, freilich von ihrem Standpunkte aus nur als Rückkehr der Irrenden gedacht, wünschten, im Wesentlichsten einig gewesen — wenn aber Gerhard der Hierarchie, der Gewalt der Prälaten, dem Klosterwesen nach der Meinung seines Bruders zu nahe trat, dann konnte er sicher sein, auf harte Abwehr zu stoßen. So weit, wie an diesem Abende, daß Isfried sogar seine Rechtgläubigkeit bezweifelte, war es jedoch noch nicht gekommen, und Gerhard, als er das Zimmer des Abtes verließ, schlug nicht den kurzen Weg nach seinem Häuschen ein, sondern gedachte noch bei dem wunderschönen mondhellen Abende eine Strecke im Thale hinauf zu wandeln, um sein warm gewordenes Blut abzukühlen.

Es war schon spät. Vom Dorfe her ließ sich kein Geräusch mehr vernehmen, auch in der Natur waltete eine feierliche Stille, welche nur durch das Murmeln des Baches unterbrochen wurde, an dessen Ufer der einsame Mann langsam, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, dahinschritt. Der Mond stand hoch am Himmel und erhellte das Thal mit seinem zauberischen Lichte, das alle Gegenstände fremdartig erscheinen ließ, während die Berge, über welche das Nachtgestirn eben aufgestiegen war, im finstern Schatten lagen. Gerhard Ohm war nicht unempfänglich für die Natur und ihre Erscheinungen, wenn er seinen Geist von den Interessen seiner Studien abgezogen hatte, die ihn sonst oft wachend und schlafend beschäftigten. Die Schönheit der mondhellen Berglandschaft, wiewohl er sie oft schon gesehen, machte heut auf ihn einen besonders tiefen Eindruck und beschwichtigte sanft die Unbehaglichkeit seines Gemüths, welche der Streit mit seinem Bruder hervorgerufen hatte. Seine Gedanken erhoben sich über Zeit und Raum — diese Berge, das Thal und der Bach, der dem mächtigen Rheinstrom zueilt, wie viele Geschlechter hatten sie schon kommen und gehen gesehen, Menschenwerk, wie jene stolze Burg, von der nur noch Trümmer vorhanden, Menschensatzung und Lebenseinrichtung vergeht und wechselt, aber die Stätte bleibt, bis auch sie an dem

Tage, den allein der Herr der Schöpfung weiß, dem Untergange verfallen wird. Auf jener Höhe hatte vielleicht der bekränzte Druide sein keltisches Opfer gefeiert, von den anderen Bergen waren die Germanen eingewandert, vom Rheine das Thal herauf die römischen Cohorten gezogen! Mit jener Urzeit welch ein Gegensatz heut! Alles Waffengetöse, das Jahrhunderte lang in der Völkerwanderung, unter den Frankenkönigen und ihren Hauskriegen, in den zahllosen Herrenfehden des Mittelalters auch diese seitab gelegenen Thäler nicht verschonten, war verstummt, eine friedliche Ruhe gefolgt, welche die späteren Kriege am Rheine nur von fern mit ihrem Kanonendonner gestört hatten. Gerhard Ohm setzte sich auf einen gefällten Baumstamm, der am Ufer lag und weidete seine Augen mit stiller Bewunderung an den magischen Effecten von Licht und Schatten, die er noch nie so wunderbar gesehen zu haben glaubte.

Da wurde er durch einen lauten Ruf erschreckt, der von der gegenüberliegenden Höhe herabschallte. Er blickte hin und erkannte, vom Monde hell beleuchtet, die Gestalt eines Reiters, welche droben hielt. Noch einmal schallte der Anruf, offenbar galt er ihm, der auch im klaren Mondlicht saß, und er gab Antwort: „Was soll's?“

„Wo geht's nach Sayn?" hörte er mit Anstrengung der Stimme fragen.

Er zeigte thalabwärts, seine schwache Lunge konnte sich nicht in eine Wegweisung auf solche Entfernung einlassen, doch mußte er gleich alle Kraft seiner Brust aufbieten, denn er bemerkte mit Schrecken, daß der nächtliche Reiter, das gegebene Zeichen mißverstehend, sein Pferd den steilen Abhang gerade hinunter trieb.

„Da geht kein Weg!" schrie Ohm, so laut er konnte. „Ihr werdet den Hals brechen!"

Ein dumpfes Poltern sagte ihm, daß seine Warnung zu spät gekommen war; erkennen ließ sich nichts mehr, denn der Reiter war von der mondderhellten Kuppe in dem schwarzen Schatten verschwunden, der den ganzen Abhang des Berges, von hier aus gesehen, bedeckte; doch hörte Gerhard mit Grauen und Mitleid den Sturz, welcher Roß und Mann gleich nach den ersten Schritten in furchtbarer Hast zur Tiefe hinabschmetterte. Dann wurde es schauerlich still.

Man wirft den Gelehrten vor, daß sie, in unpraktischem Wesen befangen, sich in keiner Lage des Lebens recht zu helfen wissen und bei außergewöhnlichen Begebenheiten völlig den Kopf verlieren. Gerhard Ohm machte davon eine Ausnahme. Wenn es galt, zeigte der kleine alte Herr eine Entschlossenheit, welche jüngere

Leute beschämen konnte. In geringer Entfernung lag ein schmaler Steg, auf welchem selbst Landleute den Bach nicht ohne Gefahr überschritten; Gerhard eilte dorthin und besann sich keinen Augenblick, die schwankenden Bretter zu betreten; am andern Ufer angelangt, rief er zuerst, um sich zu überzeugen, wo der Gestürzte liege und ob er noch fähig sei, sich bemerkbar zu machen. Es blieb aber Alles still und er mußte dann suchen. Im Schatten hatte sich aber sein Auge bald an das Dunkel gewöhnt, so daß er wenigstens die nächsten Gegenstände erkennen konnte. Da glaubte er, am Abhange eine schwarze Masse zu sehen — er stieg hinauf und hatte sich nicht getäuscht: es war das Pferd, welches regungslos hier lag, vom Reiter war aber keine Spur zu bemerken, der mochte wohl schon Anfangs vom Sturze herabgeschleudert sein. Noch einmal rief Ohm und es war ihm eine wahre Freude, als endlich ein schwaches „Hier!“ antwortete. Er stieg in der Richtung, aus welcher er die Stimme vernommen hatte, vorsichtig empor und rief noch einmal, um die Spur nicht zu verlieren. Da kam ihm aber schon im Dunkeln halb erkennbar der Gestürzte entgegen, er war nur zuerst betäubt gewesen, hatte sich jedoch bei dem Rufe aufgerafft und antwortete nun vernehmlicher, aber mit einem Fluche zugleich — statt Gott für seine Rettung zu danken!

— was Gerhard mißfällig bemerkte. — „Wo ist die Bestie?“ hörte Ohm, als er stehen blieb und den Mann herabkommen ließ.

„Euer Pferd liegt unten“, erwiederte er. „Es wird wohl todt sein!“

Abermals fluchte der Fremde und klagte dann zugleich über seine eigenen Knochen, die ihm wie gerädert schmerzten.

„Kommt nur mit, ich werde vorangehen, hier ist es zu Fuß ganz sicher“, sagte Ohm, dessen Mitleid durch die rohen Aeußerungen des Fremden sehr gedämpft war. Nach der Stimme zu urtheilen, mußte derselbe noch jung sein, auch schien er, soviel sich im Dunkeln unterscheiden ließ, nicht viel größer als Ohm selbst. Der kleine Herr kümmerte sich aber jetzt nicht darum, sondern schritt voran, nach der Stelle hinab, wo das Pferd lag und der gestürzte Reiter folgte ihm, von Zeit zu Zeit vor Schmerz stöhnend. Sie fanden das Pferd, es lag so regungslos, wie zuvor; sein Herr griff in den Zügel, rief es an, versuchte es emporzureißen — umsonst! — „Das hat der Satan wirklich geholt!“ sagte er dann mit einem heftigen Athemzuge, der für Gerhard Ohm etwas Wildes und Unheimliches hatte. Doch kam keine Furcht in seine Seele.

„Dankt Gott, lieber Mann“, sagte er ungescheut,

„daß Ihr nicht mit dem Gaul eines Weges gewandert seid!"

Der Fremde lachte ein wenig. — „Gewiß, das ist sehr angenehm — vielleicht aber nur eine Galgenfrist!" sagte er. „Was machen wir aber nun? Sattel und Zeug möchte ich nicht gern einbüßen. Wollt Ihr mir für ein gutes Trinkgeld den Sattel nach dem nächsten Orte tragen?"

„Ich habe dazu keine Lust, mein Freund!" erwiederte der kleine Herr entrüstet. „Laßt ruhig Alles liegen, hier ist es vor jeder Antastung sicher. Ich bringe Euch nach Sahn, das keine halbe Stunde entfernt ist, dort könnt Ihr Jemand herausschicken." Seine Sprache schien den Fremden jetzt doch zu belehren, daß er keinen Landmann, wie er Anfangs geglaubt, vor sich habe, denn er sagte nun bescheidener: „Das wird wohl das Beste sein!" und folgte Ohm, ohne sich weiter um sein Pferd Sorge zu machen. Sie waren nun auf den Grund des Thales in das taghelle Mondlicht gelangt und Ohm, welcher seinen Begleiter ins Auge faßte, sah zu seinem höchsten Erstaunen, daß er es mit einem Knaben zu thun hatte, zwar kräftig aufgewachsen, aber doch immer noch ein Knabe, kaum vierzehn, fünfzehn Jahre alt. Und schon so wild und unbändig fluchen, wie ein Landsknecht — „Du kannst es weit bringen!" dachte Ohm.

Er hielt es jetzt nicht für nöthig, viel Umstände mit ihm zu machen. „Wo bist Du denn her?“ fragte er ihn.

„Oho!“ entgegnete der Knabe, offenbar beleidigt durch das geringschätzige „Du.“ Doch schien er kleinlaut geworden, denn er setzte mit gesunkener Stimme hinzu: „Ich — komme von —“ hier biß er die Zähne zusammen und sagte nach kurzem Schweigen, halb trotzig, halb klagend: „Ich kann nicht mehr fort!“ Und als Ohm sich, von neuem Mitleid ergriffen, zu ihm wandte, mußte er gleich zufassen und ihn auffangen, sonst wäre der Knabe, welcher schwankte und zusammenbrach, hart auf den Boden gefallen. Ohm sprach ihm zu, er hatte aber das Bewußtsein verloren. Sanft legte ihn Ohm nieder und eilte, sein Taschentuch in den Bach zu tauchen, um den Ohnmächtigen mit frischem Wasser zu benetzen. Mit welcher Geisteskraft mußte das Kind seine Schmerzen verbissen haben, daß es sie nicht lauter geäußert und sich so weit fortgeschleppt hatte. Als ihm die Stirn und die Schläfe mit dem kalten Wasser benetzt wurden, kam der Knabe wieder zu sich und wollte sich, als schäme er sich seiner Schwachheit, schnell aufraffen, aber er sank mit einem Schmerzenslaut, den er nicht mehr unterdrücken konnte, zurück und sagte: „Lassen Sie mich nur liegen! Ich bin fertig!“

4*

„Wird es nicht gehen?" fragte Ohm, dem er nun sehr leid that. „Wir sind ja bald da! Ich will sehen, ob ich Dich eine kleine Strecke tragen kann — dann geht es vielleicht wieder. Wenn ich auch vorausgehen wollte und Leute holen, ehe ich wieder komme, wirst Du wieder ohnmächtig — komm nur, halte Dich fest um meinen Hals!"

„Ich — habe in Sayn etwas zu bestellen — einen Brief — nehmen Sie nur den mit, damit er mir nicht fortkommt —" sagte der Knabe. „Hier! Im Hause des Herrn von Stein abzugeben — sie werden es dort schon wissen! — Nun gehen Sie in Gottesnamen! Tragen können Sie mich nicht — ich bin zu schwer, und gehen kann ich nicht mehr, das Bein thut's nicht. Ich werde mich schon stramm halten, bis Sie wieder kommen."

Ohm nahm den Brief, den der Knabe aus seinem Rocke nahm, in Empfang, ließ sein feuchtes Taschentuch zurück und ermahnte ihn, sich dasselbe, wenn ihm wieder schlecht werde, an die Stirn zu halten; dann eilte er, so rasch er konnte, nach dem Kloster zurück, wo er aus den Ställen ein paar Knechte rief, die ihn begleiten mußten, um den Knaben hereinzuschaffen. Offenbar hatte dieser sich verirrt, er mußte ganz fremd in der Gegend sein — warum hatte man aber auch ein halbes

Kind zu Pferde gesetzt und bei Abend hinausgeschickt, wo es die Dunkelheit überfallen mußte! Oder kam es von weit her? An Herrn von Stein oder Jemand in dessen Hause war der Brief, der dem Knaben auf die Seele gebunden schien, da er so besorgt darum gewesen war. Ohm faßte nochmals nach der Tasche, in welche er ihn gesteckt hatte, um sich zu überzeugen, daß er auch noch vorhanden sei; der junge Herr von Kellberg mit seiner verlornen Brieftasche fiel ihm ein, vielleicht stand der Brief des Knaben damit im Zusammenhang! Was der menschliche Geist gleich für wunderliche Sprünge macht, wenn ihm etwas Außergewöhnliches widerfährt! dachte Ohm, als ihm, ohne erweislichen Grund, diese Combination einfiel. Er hatte den Knechten erzählt, was geschehen war, und freute sich jetzt, als er einen Ruf des Knaben vernahm, der die Tritte der Kommenden beim stillen Abend schon von Weitem gehört hatte, und (sich) meldete, daß er nicht wieder ohnmächtig geworden war.

„Gott sei Dank!" sagte Ohm. Er fand ihn, auf den Ellenbogen gestützt, aber außer Stande, sich zu erheben. Die Knechte hatten eine Trage mitgebracht, auf welche er schonend gelegt wurde, um ihn, wie Ohm angeordnet hatte, nach dessen Wohnung zu schaffen. Der Knabe verlangte aber, daß von seinem gefallenen Pferde

zuvor Sattel und Zeug abgenommen und mit ihm heimgebracht werde; nachdem das geschehen war, wurde er still, streckte sich aus und antwortete auf Ohm's von Zeit zu Zeit wiederholte Fragen, während des Transports, daß ihm ganz wohl sei. Wie konnte er das behaupten! In Ohm's Hause wartete schon ein Laienbruder aus dem Kloster, der in der Wundpflege erfahren war; Gerhard hatte ihn durch seinen Famulus, als er die Knechte geholt, bestellen lassen. Auch ein Lager war für den Leidenden schon bereitet. Er wurde in das Haus geschafft und sanft gebettet, der Heilgehülfe untersuchte ihn und fand den Fuß am Knöchelgelenk stark geschwollen, doch hoffte er, daß derselbe nicht gebrochen sei, was sich allerdings noch nicht entscheiden ließ. Beim Scheine des Lichtes konnte Gerhard Ohm nun endlich das Gesicht des Knaben, den er erst für einen Mann gehalten hatte, unterscheiden. Er war jetzt sehr blaß und öffnete die Augen nur zuweilen mit einem hastigen Aufzucken der Lider, das wohl der Schmerz veranlaßte, aber doch ließ sich bemerken, daß er ein schönes, regelmäßiges Gesicht hatte. Seine Kleidung war dunkel und einfach, aber von feinem Stoff, und an seinem lose umgeschlungenen Halstuch fiel Ohm die blendende Weiße auf, die Zipfel schienen sogar mit Spitzen besetzt zu sein. Wer war dieser fremde Knabe und wer hatte ihn geschickt?

„Mein Brief!" sagte er jetzt, als der Laienbruder kaum die Umschläge, die er für gut hielt, angelegt und ihm nur Ruhe empfohlen hatte. „Sie haben doch meinen Brief?"

Gerhard beruhigte ihn, indem er das wohlversiegelte Couvert zeigte und ihm versprach, es in seinem Schranke sicher aufzuheben. — „Nein! nein!" rief der Kranke. „Der Brief hat Eile! — Wollen Sie ihn gleich bestellen lassen?"

Dazu war es heut zu spät; im Stein'schen Hofe schlief Alles schon und Ohm sagte dem Knaben das.

„Morgen denn, so früh als möglich!" erwiederte dieser. „Ich selbst werde ihn nicht hinbringen können — wollen Sie ihn übergeben? Ist es weit von hier? Bei wem bin ich denn?"

Ohm beantwortete diese unruhig ausgesprochenen Fragen und versprach, den Brief morgen selbst nach dem Hause des Herrn von Stein zu tragen. Dabei warf er einen Blick auf die Aufschrift und stutzte, als er seine gleichsam durch eine Ahnung hervorgerufene Vermuthung, die er als eine wunderliche verworfen hatte, bestätigt fand. Der Brief war an den Freiherrn von Kellberg gerichtet. Er sah überrascht auf den Knaben, aber das abmahnende Gesicht des Heilgehülfen sagte ihm, daß er ihn nicht weiter durch Reden und Erörterungen stören

dürfe, und er wiederholte nur sein Versprechen, daß er den Brief jedenfalls sicher bestellen werde.

„Ich werde morgen selbst einen Brief schreiben und fortschicken müssen!“ rief der Knabe plötzlich, als falle ihm dies jetzt erst ein und erschrecke ihn. — „Ich muß ja melden, wo ich geblieben bin!“

„Das wollen wir schon besorgen“, sagte Ohm freundlich. „Fürs Erste nur Ruhe — und eine gute Nacht!“

Er hatte den Laienbruder gefragt, ob bei dem Kranken gewacht werden müsse, was jener jedoch nicht für nöthig gehalten. Der Famulus, in dessen Kammer das Bett für den Kranken gemacht war, schlief zwar ziemlich fest, konnte indessen von ihm im Nothfall doch gerufen werden. So legte sich denn der alte Herr, dem heut ein Samariterdienst zugefallen war, mit zufriedener Seele zum Schlummer nieder, der ihn aber wider Gewohnheit noch eine lange Weile mied. Auch in der Nacht erwachte er mehrmals, richtete sich halb auf und lauschte nach der Kammer, die neben der seinigen lag. Aber er hörte dort immer seinen Famulus, wie dieser pflegte, gemüthlich schnarchen und hoffte, daß der arme Knabe nach einer ruhigen Nacht morgen besser sein werde. Der Laienbruder hatte ja nicht einmal eine öftere Erneuerung der Umschläge verordnet.

Drittes Kapitel.

Der kranke Knabe.

Ein schöner Sommermorgen! Der Tag konnte zwar wieder sehr heiß werden, wie alle vorhergehenden seit einer Woche gewesen, aber noch waltete eine köstliche Frische und die beiden Schwestern im Stein'schen Hause genossen ihr Frühstück im Freien unter dem Birnbaum im Garten, während Herr von Stein längst auf das Feld hinaus=geritten war, wo das Korn schon der Ernte entgegen=reifte. Er benutzte jetzt den Goldfuchs seines Neffen, der vollkommen von seiner Verletzung hergestellt war und freilich besser für den Kriegsdienst gepaßt hätte, als jetzt den Landedelmann auf seinen gewöhnlichen Ritten durch die Fruchtfelder zu tragen. Er benahm sich auch übermüthig genug, der gute Hafer stach ihn, so daß er oft ohne Verwarnung Luftsätze that, welche manchen firmen Reiter bügellos gemacht hätten.

Wenn das zuweilen auch bei dem ehrenfesten Herrn von Stein geschah, so blieb er doch wenigstens sitzen und lachte über den tollen Gaul, den er sehr lieb gewonnen hatte. Wer den alten Herrn hoch zu Roß, wie man es gar nicht gewohnt war, über die Hochfläche traben sah, der konnte wohl glauben, daß es bei ihm keine Prahlerei, sondern wirklicher Ernst gewesen, was er einst dem Geheimenrath von Spangenberg über die Kriegspflicht des Adels gesagt und dieser an jenem Abende in Coblenz bei dem Weihbischof von Hontheim wiederholt hatte: „Ruft uns nur, wir werden schon kommen!"

Auch seiner Frau gefiel er, wie nur in seinen jungen Tagen, wenn sie ihn auf dem feurigen Goldfuchs erblickte, und sie machte jetzt, da er eben in den Hof einritt und sie über den Zaun grüßte, ihre Schwester lächelnd darauf aufmerksam, wie stattlich er sich ausnahm.

„Er weiß es auch!" sagte Antoinette lächelnd. „Ihm könnte kein größeres Herzeleid widerfahren, als wenn Max auf meinen Brief sich den Fuchs abholen ließe. Doch wird das wohl vor den nächsten Winterquartieren nicht geschehen, wo er vielleicht selbst kommt." — Sie sprachen noch darüber, und Antoinette vertheidigte ihren Liebling gegen den Vorwurf, den ihm Marianne machte, daß er in dem einzigen Briefe, den er seit seiner Abreise geschrieben, sich so gar kurz gefaßt hatte, als sei es

nur ein dienstlicher Rapport. „Wir wissen doch die Hauptsache!“ sagte sie. „Er ist gut aufgenommen worden, hat eine Anstellung nach Wünschen erhalten, und wenn er auch zur Schlacht zu spät gekommen ist, wird ihm unter der Anführung eines solchen Feldherrn, wie der Herzog von Braunschweig, Gelegenheit, sich Ruhm zu erwerben, nicht fehlen.“

„Du hast den Brief wohl auswendig gelernt, Nettchen?“ bemerkte Frau von Stein neckend. Da trat ihr Mann in den Garten und sie sah auf den ersten Blick, daß er nicht in der gewohnten heitern Laune war, die er sonst immer von seinen Ritten mitbrachte. „Du siehst verdrießlich aus!“ sagte sie.

„O nein!“ erwiederte er. „Ich bin dem Schinder begegnet, das bringt Glück.“ Eine feine Wahl im Ausdruck war nicht seine Sache, und die Frauen hatten sich längst daran gewöhnt, von ihm keine hoffähigen Reden zu fordern.

„Denkt Euch, draußen ist gestern ein fremder Bursch, der sich im Mondschein verirrt hatte, mit seinem Pferde gestürzt, das Thier hat das Genick gebrochen und ist liegen geblieben bis zum Morgen. Ich begegnete dem Karren gerade, als es abgeholt wurde —“

„Und der Reiter?“ fragten die Frauen. „Was ist aus ihm geworden? Hat er auch ein Unglück genommen?“

„Was er sich gethan hat, weiß ich nicht — der Kerl sagte: ein Bein gebrochen. Er liegt bei Doctor Ohm, der ist gestern Abend mondsüchtig gewesen und noch zur Nacht auf den Bergen herumgestiegen, da hat er ihn gefunden, sonst wäre er vielleicht in seinem Elend draußen verkommen. Jetzt liegt der Bursch bei ihm krank."

„Siehst Du, Alter?" entgegnete Frau von Stein, erfreut über das Mitgefühl ihres Mannes. „Sah ich Dir nicht gleich an, daß Du etwas hattest? O, Du hast im Grunde doch ein mitleidiges Herz, wenn Du auch barsch thust."

„Dummheit!" erwiederte er und mit einem halb ärgerlichen Lächeln setzte er hinzu: „Wollt Ihr wissen, was mich wurmte? Heut hat mich der Fuchs zum ersten Male heruntergeschmissen!"

„Ach!" rief die Frau betroffen, und fragte gleich, ob er sich Schaden gethan.

„Denkst Du, ich bin von Glas?" entgegnete er. „Es gab einen tüchtigen Fall und die Knochen dröhnten mir, aber geschehen ist mir nichts. Wie ging's zu? Ich begegnete dem Karren und ritt heran, der Fuchs mochte nichts gesehen haben, auf einmal sieht er das todte Thier und machte einen Satz zur Seite, ein paar Klafter weit, sag' ich Euch. Da mag der Henker sitzen bleiben! Dein Herr Dragoner wäre auch vom Sattel

gefallen, Nette, und wenn Du mich noch so sehr auslachst."

„O, lieber Schwager, wer lacht denn! Der Unfall war ja ganz natürlich", begütigte ihn Antoinette. Da es nun so gut abgegangen war, fragten sie wieder nach dem gestürzten Reiter, von welchem aber Stein keine weitere Auskunft geben konnte.

„Sattel und Zaum haben sie gleich mitgenommen in der Nacht", sagte er. „Was geht's uns an! Die frommen Väter im Kloster werden ihn schon curiren. Ueber das Pferd muß er sich trösten. Wir werden schon hören, wo er her ist; man muß nicht so neugierig sein."

Es währte auch nicht lange, so wurde der Antheil der Frauen, welcher hier wahrlich mit Unrecht Neugier genannt wurde, auf eine ganz unerwartete Weise erhöht. Sie bemerkten Gerhard Ohm, der mit rascherm Gange, als man an ihm gewohnt war, durch das Dorf daher kam; er trat in den Hof und sprach dort mit Stein, der wieder seinen Geschäften nachgegangen war; dann kamen Beide in das Haus, wohin sich die Frauen vor der zunehmenden Hitze zurückgezogen hatten.

„Du hast ihn auf dem Gewissen, Nette!" sagte Stein, in seiner Weise die Schwägerin reizend. „Der Nachtritt galt Dir."

Ohm nahm aber gleich das Wort, nachdem er seinen

höflichen Gruß angebracht hatte. „Die Damen sind schon, wie Herr von Stein sagt, von dem merkwürdigen Vorfall dieser Nacht unterrichtet. Ich habe von dem armen Knaben gestern schon einen Brief in Verwahrung erhalten, den er überbringen sollte; noch ehe er zur Ruhe kam, hat er mir eingeschärft, ihn selbst herzutragen. Hier übergebe ich ihn Eurer Gnaden!" wandte er sich an Fräulein von Kellberg, welche ihn, durch die Rede ihres Schwagers betroffen, mit gespannter Erwartung angehört hatte.

Der Brief war an Max — die Aufschrift von einer feinen Frauenhand! Wie zündende Funken schossen Gedanken verdächtiger Art durch Antoinettens Seele: von wem war dieser Brief, durch einen Eilboten bestellt?

„Euer Gnaden werden am besten wissen, wie er an Dero Neffen, den Freiherrn von Kellberg zu befördern ist", fuhr Ohm fort. „Ich habe nun meinen Auftrag erfüllt und bitte nur zu excusiren, daß ich schon so früh allseitig die Ruhe disturbirt habe." Er lehnte den Stuhl ab, der ihm geboten wurde, und wollte sich sogleich wieder entfernen.

„Haben Sie dem Boten gesagt, daß mein Neffe nicht mehr hier ist?" fragte Antoinette, welche noch mehr wissen wollte.

„Gestern hatte ich die Aufschrift erst gelesen, als

sein Zustand schon so schlimm war, daß es nicht rathsam gewesen wäre, ihn durch Reden noch mehr aufzuregen", erwiederte Ohm. „Auch heut dürfte es noch nicht angehen, es ist schlimmer geworden, wie das bei Wundfiebern immer der Fall ist. Er hat sich zu lange fortgeschleppt, ohne mir seinen Zustand zu entdecken, dadurch ist es viel übler mit ihm geworden — so behauptet wenigstens der Bruder, der seine Behandlung übernommen hat."

„Sie sagten: ein Knabe!" bemerkte das Fräulein. „Ist es ein Knabe?"

„Nicht viel mehr, Euer Gnaden! Ein schöner und feiner Knabe von kaum fünfzehn Jahren, wie ich ihn taxire."

„Und Sie wissen nicht, wo er hergekommen ist, wer ihn geschickt hat?"

„Wo er hergekommen ist, wollte er mir eben sagen, als die Kräfte den armen Schelm verließen und er ohnmächtig wurde. Aus der Richtung, als ich ihn zuerst auf dem Berge erblickte, ließ sich nichts schließen, denn er hatte sich verirrt."

„Ein schöner und feiner Knabe, sagten Sie!" wiederholte Antoinette.

„Schön gewiß — das fein ist cum grano salis zu verstehen, das heißt nur mit einem Salzkörnlein

richtigen Unterscheidens. Er ist fein von Gesicht, aber sehr roh von Sitten, flucht wie ein Dragoner, salva venia, und scheint also wohl im Stall mit seinem Rößlein aufgewachsen. Wer ihn geschickt hat, wird er Euer Gnaden gewiß selber sagen, da er doch, sobald er wieder gehen kann, sich hier melden wird, um sich ein Recipisse, will sagen, einen Empfangschein über seinen Brief, wie es dem Boten zukommt, geben zu lassen. Er sprach noch gestern davon, daß er heut selber einen Brief schreiben und fortschicken müsse, um zu melden, wo er geblieben sei: aber davon ist keine Rede. Er liegt im Fieber, in einer Art von Delirium."

„Ist der Arme aber auch in guten Händen?" fragte Antoinette, in welcher das weibliche Mitleid rege wurde. „Ich zweifle nicht, Herr Doctor", setzte sie schnell hinzu, „daß er bei Ihnen die beste Pflege genießt, aber ist der Klosterbruder, der ihn behandelt, auch wirklich in der Heilkunst so erfahren?"

„Mein Bruder, der Abt, wenn er krank ist, vertraut sich keinem Andern an", erwiederte Ohm. „Er hat schon treffliche Curen gemacht, absonderlich an äußeren Wunden und Verletzungen."

„Du bist wohl neidisch, Nette, daß Du ihn nicht pflegen und heilen kannst?" sagte Stein. „Sie wissen wohl, Doctor, daß sie sich in Sayn so leicht keinen

Kranken entgehen läßt, den sie nicht wenigstens besucht."

„Ich kenne die christliche Barmherzigkeit des gnädigen Fräuleins", erwiederte Ohm. „Sie macht Ihnen alle Ehre."

„Könnte ich Ihren Kranken, wenn das Fieber vorüber ist und er ohne Gefahr wieder sprechen darf, einmal sehen?" fragte sie.

„Im Mönchskloster, Nette! Sie werden Dich bringen!" rief Stein lachend.

„Mein kleines Domicil liegt außerhalb der Clausur", erwiederte Gerhard sehr erfreut. „Es wird mir eine hohe Ehre sein, wenn Sie sich überzeugen, daß meinem Pflegling, so viel in meinen schwachen Kräften steht, nichts abgeht."

„Lassen Sie mich denn wissen, sobald es an der Zeit ist — natürlich nicht ohne die Einwilligung seines ärztlichen Beistandes."

Ohm versprach das und empfahl sich. Frau von Stein wollte jetzt den Brief sehen, welchen Antoinette zu sich gesteckt hatte, aber diese lehnte das ab, indem sie versicherte, daß die Handschrift ihr vollkommen fremd sei und die Schwester sie auch nicht kennen werde. Sie hatte sich auch im Hause eine solche Stellung gesichert, daß ihre in aller Freundlichkeit ausgesprochene Willens-

meinung nicht weiter angefochten wurde. Marianne sah, daß sie den Brief nicht geben wollte, und vielleicht ihre besondern Gründe dazu haben mochte, die man aber, wenn es ihr nicht thunlich schien, doch nicht erfuhr. Ach! dachte sie plötzlich, kann es nicht ein Liebesbrief sein? Und ihre Gedanken schweiften nicht in allzu großer Ferne, denn sie wußte, daß diejenige, für welche Max ganz unleugbar ein großes Interesse gezeigt hatte, mit ihrer Mutter in Coblenz verweilte, nachdem sie Engers verlassen und einige Wochen auf ihren eigenen Gütern zugebracht. Konnte Frau von Stein aber glauben, daß eine junge Dame von solcher Erziehung sich bei einer so flüchtigen Bekanntschaft zu einem heimlichen Briefwechsel verstehen werde? Ueberdem wußte man ja in Engers, daß Max abgereist sei — hätte sie also einen Boten hieher gesandt, um den Brief sicher an ihn, dessen jetzigen Aufenthalt sie nicht kannte, durch Antoinette gelangen zu lassen? Dann wäre Antoinette ja schon die Vertraute gewesen! Thorheiten! Die Stein lächelte über sich selbst, daß sie nur einen Augenblick an diese Möglichkeit gedacht hatte. Der Brief und der Bote mochten geschickt sein, von wem sie wollten, aber gewiß nicht von Madlone Zandt. Was würde sie sagen, wenn sie wüßte, daß man ihr eine solche Leichtfertigkeit zutrauen konnte!

Antoinette hatte sich in ihre Kammer zurückgezogen und betrachtete Aufschrift und Siegel des Briefes noch einmal mit scharfprüfenden Blicken. Die Aufschrift war französisch: „Monsieur, Monsieur le baron de Kellberg“ — kein Ort dabei angegeben; der Bote hatte wahrscheinlich die genaueste Anweisung erhalten, wo er den Brief auszuhändigen habe. Wußte man also nicht, daß Max schon seit längerer Zeit abgereist sei, glaubte man ihn noch hier? Die Schriftzüge waren fein und flüchtig; mußten sie denn aber unbedingt von einer Frauenhand herrühren? Es konnte doch auch ein Mann so zierlich schreiben — und wenn es wirklich eine Frau war, gab es nicht andere Möglichkeiten, als der Argwohn in dem besorgten Herzen, das nur für das Glück des Lieblings schlug, sich sogleich als die alleinige gedacht hatte? Das unwürdige Band, das ihn einst umstrickte und in die traurigste Gefahr für seine Ehre und sein Leben gestürzt hatte, war ja, soviel sie aus seinen Andeutungen entnommen hatte, zerrissen, und wie ihm hier ein reiner Stern aufgegangen war, mußte es auf ewig zerrissen sein! Konnte man daran denken, es wieder anknüpfen zu wollen? Der Brief war sorgfältig verschlossen und noch doppelt in Papier gewickelt, das Siegel enthielt eine Sphinx, so schön und scharf ausgeprägt, als sei es einer meisterhaft geschnittenen Gemme aus römischer

Vorzeit nachgebildet. Antoinette fühlte sich, als sie die Sphinx, das Räthselgebilde der Mythe, betrachtete, in ihrer kaum gefaßten Hoffnung erschüttert; konnte sie annehmen, daß sich ein Mann dieses Symbols bedienen würde? War es nicht vielmehr Frauenart, nicht das beste Sinnbild einer geheimen, räthselhaften Liebe? Sie sträubte sich noch, das Gefühl, welches hier im Spiel sein mochte, die sinnliche Leidenschaft mit dem Namen Liebe zu bezeichnen, es kam ihr wie eine Entweihung vor, aber sie mußte sich endlich doch sagen, daß vielleicht die Macht der Läuterung doch ein verirrtes Herz ergriffen und eine wahre, tiefe Liebe erweckt haben könne, wie eine edle Palme zum Licht sich erhebend aus wildüppigem Schlingkraut. Mit Erwartung sah sie daher den nächsten Tagen entgegen, wo sich ihr der Schleier der Sphinx vielleicht ein wenig lüften werde.

Gerhard Ohm erschien bereits gegen Abend wieder, nicht um dem Fräulein zu sagen, daß es mit seinem Patienten gut genug stehe und ein fremder Besuch bei ihm möglich sei, sondern um den Schleier, den sie zu durchschauen sich sehnte, noch zu verdichten. Er berichtete, daß der Knabe gegen Mittag stürmisch von ihm verlangt habe, einen Brief schreiben zu dürfen, nur wenige Zeilen, und daß er, um ihn nicht noch mehr aufzuregen, ihm Schreibmaterial an das Bett gebracht, wo er sich

denn aufgerichtet und wirklich einen kurzen Brief geschrieben habe. Mit dem letzten Buchstaben sei er aber auch so erschöpft gewesen, daß er zurücksinkend geweint habe — was man ihm, da er fast noch ein Kind sei, nicht verdenken dürfe. Um den Brief zu sichern, habe das Schreibzeug entfernt werden müssen, und nicht aus Neugier, sondern ganz unvermeidlich sei ihm dabei natürlich die Schrift unter die Augen gekommen. — Ohm verwahrte sich freilich, daß er nicht mit Absicht gespäht habe.

„Ich glaube Ihnen ohne alle Betheurung, lieber Herr Doctor", beruhigte ihn Antoinette. „Ich verlange auch gar nicht zu wissen, was Sie etwa gelesen haben."

„O, das war ein ganz gleichgültiges Wort — es zog nur meinen Blick an, weil ich es für Latein hielt und mich wunderte, daß ein so ungebildeter Knabe — wie er sich wenigstens gerirt hatte — einen lateinischen Brief schreiben könne und daß er mir nicht zutraute, Latein zu verstehen; denn aus welchem andern Grunde sollte er nicht seine deutsche Muttersprache gebraucht haben? Die Buchstaben schon, wie ich sah, waren nicht deutsch und das Wort, das mir in die Augen fiel, war stupore — natürlich der Ablativus von stupor, Betäubung, also ganz passend — als ich aber, durch das

Latein zu meiner eigenen Beschämung gefesselt, doch zwei Worte mehr las, erkannte ich, daß es Italienisch war. Kein Wunder, daß ich mich geirrt, da die italienische Sprache doch nur in der lateinischen ihre Wurzel hat. Jetzt fuhr der Knabe auf, wähnend, ich dränge mich unberufen in seine Angelegenheiten, und ruhte nicht eher, bis ich ihm das feierliche Versprechen gab, den Namen, den ich gelesen haben würde, gegen keinen Menschen zu erwähnen, ich gab ihm dasselbe, um ihn zu befriedigen; in Wahrheit hatte ich aber keinen Namen gelesen, sondern nur drei Worte, eine nichtssagende Conjunction und Präposition — und nun bat er mich, den Brief vor seinen Augen zuzusiegeln und durch einen Boten an die nächste Post zu schicken, zugleich aber mußte ich ihm das zweite Versprechen geben, die Aufschrift, die ich machen mußte, da er zu schwach war, als ein unverbrüchliches Geheimniß für mich zu behalten."

„Es sei fern von mir", erwiederte Antoinette sehr enttäuscht, „deshalb eine Frage zu thun. Eins aber können Sie mir noch sagen. Weiß der Kranke, daß er meinen Neffen nicht mehr hier gefunden hätte!"

„Ja", antwortete Ohm. „Er fragte mich, als ich nach meiner Rückkehr von Ihnen an sein Bett trat, ob ich den Brief auch in keine anderen, als die richtigen Hände gegeben habe, und ich mußte ihm dann der Wahr-

heit gemäß Bescheid geben, worauf er mich eine Weile mit seinen großen Augen ansah und beruhigt schien."

Antoinette hatte mit Doctor Gerhard allein im Garten gesprochen, wo er sie aufgesucht hatte. Er verweilte dann nicht länger und sie bat ihn nochmals um die schon verheißene Benachrichtigung über den Zustand des Kranken, da sie es nicht aufgegeben hatte, ihn zu sehen; wie sie sich freilich gestehen mußte, nicht aus hülfreicher Nächstenliebe allein. „Ich glaube, sie machen zu viel Wesens aus der Sache", sprach Stein, als später beim Abendessen wieder von dem Leidenden die Rede war. „Oder der Bengel ist aus Pfefferkuchenteich! Was kann's denn sein? Eine Quetschung, wenn's kein Beinbruch ist, davon wird man nicht ohnmächtig und liegt gleich drei Tage im Fieber."

„Versündige Dich nicht!" warnte die Hausfrau. „Das ist binnen kurzer Zeit schon das zweite Unglück mit dem Pferde. Du reitest auch so unvernünftig, Alter, heut besonders, als ob Du dem Fuchs seinen gestrigen Seitensprung eintränken wolltest!"

Stein brummte. Die Erinnerung daran war ihm verdrießlich, wie jedem Reiter, der zum ersten Male den Sand geküßt hat. Er sah die Schwägerin an, ob sie nicht die willkommene Gelegenheit ergreifen werde, sich an ihm für manche Neckerei zu rächen, aber Antoinette

war in Gedanken versunken. Auch ihr kam es wunderbar vor, daß eine Verletzung, welche der heilkundige Klosterbruder nach Ohm's Aussage für ganz ungefährlich, ja unbedeutend erklärt hatte, den Knaben doch so hart mitnehme, bis zum Wundfieber und zu völliger Schwäche. Entweder mußte er wirklich von sehr zarter Constitution sein oder — zu dem körperlichen Leiden war noch die Aufregung einer leidenschaftlichen Natur, die Ungeduld, sich an das Lager gefesselt zu sehen, und wer weiß, welch andere fieberhafte Gedanken gekommen. Die Phantasie einer Frau hatte hier einen weiten Spielraum, um dem Räthsel der Sphinx nachzuhängen. Rollte vielleicht in den Adern des Knaben heißes italienisches Blut? Oder war es die Muttersprache der Frau, an welche er italienisch geschrieben hatte? Eine gewisse Banzigkeit, welche selbst ein Räthsel für die sonst so klare und ruhige Seele Antoinettens war, beschlich sie bei diesem Gedanken und Alles, was sie schon von italienischer Leidenschaft, und wessen eine solche fähig ist, gehört hatte, umdüsterte ihren Blick in die Zukunft. Sie dankte aber Gott, daß Max, dessen Abwesenheit zuweilen ihr Herz beschwert hatte, nicht hier war, und nahm sich vor, die Absendung des Briefes an ihn nicht zu übereilen. Die Sphinx mußte sich ihr wenigstens vorher etwas enthüllen.

Was ihr Scharfsinn über den Zustand des kranken Knaben als Möglichkeit hingestellt hatte, war sehr richtig. Nicht die an sich keineswegs bedenkliche, sondern nur schmerzhafte Verletzung des Fußes hatte sein Befinden verschlimmert, sondern es war wirklich die Heftigkeit und Ungeduld seines leidenschaftlichen Temperaments, das sich bereits in der Nacht, als Gerhard Ohm ihn gefunden, in mancher Aeußerung bekundet hatte. Wenn sein besorgter Pfleger nun gar den Brief gelesen hätte, dessen Aufschrift er gemacht hatte — die erste in seinem ganzen Leben an ein weibliches Wesen! — so würde er vielleicht den Schlüssel zu dem ganzen Geheimniß gefunden haben, das in seinen Fieberphantasien sich in seltsamen Reden und Anspielungen äußerte. Er phantasirte wirklich. Schon am Abende, wo fieberhafte Zustände sich immer zu steigern pflegen, war der Famulus, welchem Gerhard nun doch eine aufmerksame Beachtung des Kranken und seiner Wünsche eingeschärft hatte, von einigen heftigen Aeußerungen erschreckt worden, welche keinen vernünftigen Sinn zu haben schienen; doch war die Anwandlung schnell vorübergegangen und der folgende Tag hatte zu keiner Besorgniß einer Wiederholung Anlaß gegeben. Als aber die Sonne sich wieder zum Untergange geneigt, war der Knabe immer unruhiger geworden und zuletzt in eine wahre Fieberhitze verfallen,

deren Phantasmagorien, wie Doctor Gerhard sie nannte, einen Grad von Leidenschaftlichkeit annahmen, vor welchem der alte Herr sich entsetzte. Er war jetzt auch nicht abgeneigt, ihn für einen Italiener zu halten, denn nur wälsches Blut konnte so mit Mord und Rache spielen, wie der Knabe in seinem verstörten Zustande that. Zufällig war der Abt, welcher heut wie gestern seinen Bruder besucht hatte, um sich von dem Zustande des Kranken zu überzeugen, bei einem dieser Ausbrüche zugegen und hörte mit menschlicher Theilnahme, wie der Wahn mit feindseligen Bildern des Hasses die verdunkelte Seele dieses noch so jungen Kindes erfüllte. Konnte er wirklich schon einen Todfeind seines Lebens haben, dem er mit dem Dolche drohte? Er wiederholte die Worte mehrmals mit großer Heftigkeit. — „Dich soll nichts vor mir schützen!“ rief er dann in hastigen abgebrochenen Worten, die er ausstieß, wie der Vulkan glühende Steine. „Nicht die Freistatt am heiligen Altare, nicht die Hand, die meinen Arm zurückhalten will —“

Gerhard winkte seinem Bruder, mit ihm die Kammer zu verlassen. Er legte zwar kein Gewicht auf diese Fieberbilder, die ebenso wenig in der Wirklichkeit begründet waren, als Träume des Gesunden, welche ihm oft Gefühle und Handlungen zuschreiben, deren er wa-

chend nie fähig ist; aber er hielt es doch nicht für recht, dieselben zu belauschen, weil man sich dadurch zu einem falschen Urtheil über den Knaben hinreißen lasse. Konnte er verantwortlich gemacht werden für die Gebrechlichkeit der Menschennatur, die ein Hauch zu böser Stunde aus ihren Grundfesten werfen kann?

„Ich glaube, daß er von Geburt — vielleicht von Mutterseite — kein Deutscher ist", bemerkte Gerhard draußen gegen seinen Bruder. Der Abt entgegnete, daß leider auch deutsche Natur nicht gegen solche Verirrungen, selbst bei vollkommenem Bewußtsein, schirme, und glaubte in den Aeußerungen des Knaben ein arg verwildertes Gemüth zu erkennen; er fragte Gerhard, ob er einen Grund zu seiner Annahme habe, und dieser erzählte ihm jetzt erst, so weit er ohne Verletzung seines gegebenen Versprechens durfte, von dem Briefe, den der Kranke geschrieben hatte.

„Demungeachtet!" sagte der Abt, „wenn er ein geborener Italiener wäre, so würde er in seinen Phantasien ganz gewiß nicht Deutsch gesprochen haben — dann wären ihm die italienischen Worte unwillkürlich von den Lippen geflossen."

„Die Richtigkeit dieser psychologischen Bemerkung zugegeben", entgegnete Gerhard, „muß ich doch erwiedern, daß er vielleicht vom ersten Lallen an schon Deutsch

gelernt und dies als seine eigentliche Muttersprache geredet hat. Das Blut aber, das sich nicht im fremden Lande austauscht, die Regungen und Gefühle sind die seiner Nation geblieben und nun, wo quasi die Grundwasser aufquellen, in deutschen Worten zu Tage gekommen."

Es waren das sehr unfruchtbare Erwägungen, durch welche man der Wahrheit, die jetzt auch den Abt interessirte, nicht näher kam. Er tadelte seinen Bruder, daß er sich durch ein Versprechen gebunden habe und dadurch leicht zum Mithelfer bei irgend einem bösen Anschlage werden könne; denn das ganze Treiben des fremden Buben, seine nächtliche Erscheinung, das Geheimniß, unter welchem er sich und denjenigen, der ihn abgeschickt, verberge, seien höchst verdächtig. Gerhard suchte seinen armen Pflegling nach Kräften zu entschuldigen, seine Ankunft zur Nachtzeit damit, daß er sich verirrt, seine Verstecktheit dadurch, daß er sich als treuer Diener nicht für berechtigt gehalten, über Verhältnisse zu reden, die seine Herrschaft beträfen — aber der Abt war nicht für ihn zu gewinnen. — „Achte nur auf ihn", sprach er, „daß er, wenn er wieder bei Kräften ist, nicht heimlich entwischt, ohne sich gehörig auszuweisen, wie ich, in dessen Mauern er sich begeben hat, fordern kann. Ich mache Dich dafür verantwortlich, Gerhard!"

Er sagte das in einem gewissen Tone der Autorität, welche der kleine Herr von seinem Bruder durchaus nicht anerkannte. „Verantwortlich kann ich nicht sein, wenn er seinen Stab weiter setzt, ohne mir Rede zu stehn über das Wohin und Warum?" versetzte er. „Ich kann ihn nicht dazu zwingen und werde ihn nicht halten. Du auch nicht, Isfried — die Tortur ist abgeschafft".

Diesmal gab der Abt nach, er reichte seinem Bruder die Hand, schalt ihn freundlich einen eigensinnigen Menschen und warnte ihn nur, sich mit dem vagabondirenden Bravo, der nur von Dolchen träume, nicht mehr zu befassen, als Christenpflicht heische." Gerhard blieb allein, konnte aber heut seine Gedanken nicht zusammenhalten, als er sich zur Arbeit setzte, immer wieder zerstreuten sie sich und er legte Brille und Feder zuletzt seufzend nieder.

„Ich hätte damals nicht nach dem Wüstenhof hinauf steigen sollen!" sagte er. „Seit ich den jungen Riesen, den der Kurfürst den Roland von Sayn genannt, dort oben gefunden habe, ist es für mich eine zusammenhängende Kette von Störungen gewesen. Quaeritur: wie kann sich aber vor dem Verstande ein solcher Connexus erklären lassen? Verfalle ich auch auf mystische Allotria, wie sie anitzo gleichsam in der Welt grassiren?"

Er sollte noch mehr erleben. Zu seinem Schrecken meldete ihm am folgenden Tage, als er sich eben zu

seinem einfachen höchst frugalen Mittagsmahle setzen wollte, der Famulus, daß eine Dame im Wirthshause des Dorfes angekommen sei, die eben den Knecht hergeschickt habe und ihn zu sprechen wünsche. Der Knecht wurde hereingerufen und befragt, er konnte aber auch keine weitere Auskunft geben, als daß ihn ein fremdes Frauenzimmer hergeschickt habe, die mit einem kleinen Wagen von Ehrenbreitstein angekommen sei. Was bedurfte Gerhard Ohm noch mehr? Er konnte keinen Augenblick im Zweifel sein, mit wem er es zu thun haben werde. Durfte er ihren Wunsch abschlagen? Dann mußte er befürchten, in seinem Hause überfallen zu werden. Er ließ ihr daher sagen, daß er sich alsbald einstellen werde, und machte sich auch gleich, nachdem ihn der Knecht verlassen hatte, auf den Weg, da ihm, als er doch vorher sein Essen genießen wollte, schon der erste Löffel Suppe nicht schmeckte.

„Wenn ich den Bravo, wie mein Bruder sagt, los bin", sprach er für sich, „will ich mich doch quasi mit einer chinesischen Mauer gegen die Welt absperren. Ich habe in letzten Zeiten genug Materialien eingetragen, die will ich erst verarbeiten, und mich nicht mehr in Sayn, geschweige denn weiterhin, sehen lassen. Ich beneide jetzt die Anachoreten in der thebaischen Wüste."

Dennoch legte er den Weg nach dem Dorfe rascher

zurück, als gewöhnlich, da er auf die Begegnung, die ihm bevorstand, sehr gespannt war. Als er sich dem Wirthshause näherte, kam ihm die fremde Dame, die ihn hatte rufen lassen, schon entgegen. Sie war, so viel er durch seine Brille Anfangs erkennen konnte, von kleiner Gestalt und ganz ehrbar gekleidet, widersprach also dem Bilde, das er sich von ihr, als einem „fahrenden Weibsbilde des Mittelalters", gemacht hatte. Mit jedem Schritte schien sie aber zu wachsen, und als er den Hut vor ihr zog, mußte er zu ihr aufsehen, denn sie war viel größer als er. Ihr Auge, schwarz und feurig, traf ihn mit solcher Macht, daß er geblendet, wie von einem unvorsichtigen Blick in die Sonne, das seinige zu Boden schlagen mußte.

„Was macht der Arme?" war ihre erste Frage.

Ohm gab ihr ausführlichen Bescheid und nahm sie unterdessen mit einiger Behutsamkeit in Augenschein. Sie war noch jung und sah recht gut aus, so weit der Gelehrte über Frauenschönheit urtheilen konnte. Kein griechisches, wohl aber ein echtrömisches Profil, insofern also auch nicht unclassisch — feine Nase, leicht gebogen, mit etwas scharfen Nasenflügeln, die aber wohl nur die Aufmerksamkeit, mit welcher sie seinen Krankenbericht anhörte, gespannt haben mochte; ein Mund, der ihm unproportionirt klein erschien und halb ge-

öffnet, wie er war, eine Reihe perlweißer Zähne blicken ließ.

„Darf ich ihn sehen?“ unterbrach sie jetzt seine Rede.

Den armen kleinen Herrn überlief es heiß. Er hatte sich zwar auf diesen Casus vorbereitet und ihr sagen wollen, daß, ob zwar sein Häuslein nicht innerhalb der Clausur liege und auf einem besonderen Pfade zu erreichen sei, dennoch die Observanz es nicht thunlich erscheinen lasse, daß die Dame sich dahin bemühe — als sie ihm aber die Frage so warm und dringend von Angesicht zu Angesicht that, wagte er nicht, sie ohne Weiteres abschläglich zu bescheiden.

„Ich fürchte —“ begann er stockend — „daß Euer Gnaden —“

„Fürchten Sie nichts!“ unterbrach sie ihn von Neuem. „Wenn es nicht verboten ist, daß eine Frau den Umkreis Ihres Klosters betritt, so führen Sie mich nur gleich zu ihm. Ich werde ihn heilen.“

Sie sprach nicht gebieterisch, sondern in einem bittenden Tone, aber das war für Doctor Gerhardus um so schlimmer. Gegen einen unberechtigten Befehlston hätte er seinen Nacken gesteift; die Bitte, weich und lieblich ausgesprochen, hatte eine so unwiderstehliche Gewalt, daß er sich nicht weiter sträuben konnte. Er zog den Hut und antwortete nur durch eine stumme Ver-

beugung, worauf sie sogleich mit ihm ging. Auch sie schwieg jetzt und er konnte seine Betrachtung ihrer Person, als sie neben ihm herschritt, fortsetzen — um kein Aufsehen und Gerede unter den Dorfleuten zu erregen, hatte er gleich einen Seitenpfad eingeschlagen, der an der Hecke des Stein'schen Gartens vorüberführte. Wenn ihn hier auch das Fräulein von Kellberg oder sonst Jemand sah, so konnte man sich wohl denken, wer die Fremde sei. — Eine sehr merkwürdige Person! Von Weitem war sie ihm erst so klein vorgekommen, und nun sah er, wie groß und schlank sie war; hatte eine optische Täuschung, durch einen fehlerhaften, bis jetzt von ihm noch nicht bemerkten Schliff seiner Brille diesen Irrthum bewirkt? Er konnte auch kaum mit ihrem raschen Gange Schritt halten, und doch sah man eigentlich gar nicht, daß sie stark ausschritt, sie schien ganz eigenthümlich dahin=zu=schweben — die leichte Kleidung, welche sie trug — ohne Reifrock und ähnliche Monstra der Mode, nur ersonnen für Difformitäten, bei wirklich schönem Körperbau aber, wie ihn die antiken Bildhauer von dem Meisterstück der Schöpfung, Weib genannt, dargestellt haben, von entstellendem Einfluß — erlaubte, nicht blos den Gang der fremden Frau wahrzunehmen; der gelehrte Forscher ließ sich auch hier durch seine Gründlichkeit zu Studien verleiten,

deren Resultate ihm auf einmal eine heiße Röthe in die schmalen, blassen Wangen jagten. Er war erschrocken und beschämt über sich selbst. Was ist der Mensch!

„Hier ist meine schlechte Hütte!“ sagte er, Gott preisend, als sie endlich angekommen waren. Das Schweigen, das die Dame beharrlich auf dem ganzen Wege beobachtet hatte, war ihm so drückend geworden, daß es kaum zu ertragen gewesen. Sie sprach auch jetzt nichts, aber sie beschleunigte ihren Schritt. War es die Trauer um das Leiden des Knaben, was sie bewegte? War ihr der Knabe mehr, als ein Bote oder Diener? Daß sie keine Deutsche war, hatte Ohm schon bei ihrer ersten Frage gehört — ihre folgende, längere Rede, wenn auch in ganz correctem Deutsch, war für ihn der Beweis dafür gewesen; welcher Nation sie entsprossen war, zeigte der Typus ihres Gesichts, die schwarzen, feurigen Augen, die römische Nase, die Gesichtsfarbe, und war schon durch den Brief ihres Knaben außer Zweifel gestellt. Als Ohm ihr die Hausthür öffnete, blieb sie stehen. „Mein plötzlicher Anblick könnte ihn erschrecken“, sprach sie — „aber haben Sie ihm gesagt, daß ich hier bin?“

Ohm verneinte das, er habe doch nicht auf eine bloße Vermuthung, wen er die Ehre haben werde —

Die Frau ließ ihn wiederum nicht aussprechen, was

auch ein Beweis, daß sie keine Deutsche war. „Gehen Sie denn voran", sagte sie. „Wenn es so gut mit ihm steht, wie Sie meinen, so benachrichtigen Sie ihn von meiner Ankunft."

„Und — wenn ich so frei sein darf, zu fragen — unter welchem Namen oder Titel — ?"

„Seine Herrin!" antwortete die Dame stolz und Ohm machte eine unwillkürliche, tiefere Verneigung.

Der Kranke war heute ganz fieberfrei — all die Geister, welche gestern und auch während der Nacht in schnell wechselnder Gestalt sein Lager umschwärmt hatten, waren vom ersten Schimmer des Morgenroths verscheucht worden. Ohm konnte daher, nachdem er bei ihm eingetreten und einige Worte mit ihm gewechselt hatte, seine Nachricht vorbringen.

„Ist sie hier?" rief der Knabe lebhaft. „O, ich wußte ja, daß sie mich hier nicht wie einen verstoßenen Hund würde liegen lassen! Warum kommt sie nicht herein?"

Da öffnete sie schon die Kammerthür. Sie war Ohm in das Haus und in sein Zimmer gefolgt, wo sie, angestarrt von dem erstaunten Famulus, der von ihrer Erscheinung kaum minder als sein Herr betroffen war, an der Kammer auf die Stimme des Knaben gelauscht hatte. — „Madonna!" rief dieser bei ihrem

Anblick und richtete sich, auf die Hand gestützt, empor. Welch ein Frevel lag für den Zuhörer in der Anrede des Kranken! — Aber gleich das erste Wort der Dame beruhigte den Bruder des Abtes; sie sprachen ja italienisch mit einander und der Anruf bedeutete ja nichts als Herrin, wie sie sich ja schon gegen Ohm in Bezug auf den Knaben angekündigt hatte. Bei ihrem Gespräch zugegen zu bleiben, war ihm nie eingefallen, er hatte sich schon bei dem Eintritt der Frau zurückgezogen und nur in der Thür noch gehört, daß sie zu ihrem Knaben italienisch sprach.

Viertes Kapitel.

Die Sphinx.

Antoinette's Wunsch, daß die Sphinx, welche die Vergangenheit ihres Max in gefährlicher Weise gestaltet hatte, sich ihr etwas enthüllen möge, sollte früher in Erfüllung gehen, als sie erwarten konnte. Der Famulus des Doctors Gerhard kam bald nach Mittag in den Stein'schen Hof und trug ihr sehr unbeholfen vor, daß Frau von Dalheim fragen lasse, wann sie mit ihr sprechen könne. Auf ihre verwunderte Frage, wer Frau von Dalheim sei, erfuhr sie, daß vor einer Stunde eine fremde Frau mit dem Herrn Doctor, den sie habe nach dem Wirthshause rufen lassen, zurückgekommen und gleich zu dem kranken Burschen gegangen sei, der ihr wohl angehöre, diese befinde sich noch bei dem Herrn Doctor, der ihn mit seiner Bestellung hergeschickt habe. Antoinette entließ ihn sofort mit der Rückantwort, daß sie zu jeder Stunde bereit sei, Frau von Dalheim zu

empfangen. Ihre Schwester, welche zugegen gewesen war, sprach sich über die Geschichte, die immer bunter werde, sehr erwartungsvoll aus, und wollte nicht recht einwilligen, als Antoinette sie bat, sie mit der Fremden, wenn diese komme, allein zu lassen, da sie ihr doch offenbar etwas Besonderes mitzutheilen habe.

„Es soll Dir nicht verloren gehen, Marianne", sagte die jüngere Schwester endlich — „das heißt, wenn es nicht etwas ist, das die Fremde verschwiegen zu haben wünscht."

„Das heißt, ehrlicher gesagt", versetzte Marianne, „wenn Du Lust hast, darüber mit mir zu sprechen." Sie fügte sich aber und überließ der Schwester sogar das Wohnzimmer, um die Fremde zu empfangen. Gedanken ähnlicher Art, wie sie Doctor Gerhard eingekommen waren, begleiteten die wirthliche Frau, als sie ihren Geschäften nachging; seitdem ihr stilles Leben, das sich Tag für Tag in einförmiger Weise hingesponnen hatte, durch einen ungewohnten Besuch unterbrochen worden war, gab es stets etwas Neues — doch hatte dieser Gedanke für sie nicht das Störende wie für den Gelehrten, im Gegentheil fühlte sie sich dadurch angenehm angeregt. Aus dem Garten, wo sie auch zu thun hatte, konnte sie die Fremde, welche sich gewiß durch den Famulus den nächsten Weg führen ließ, am besten

kommen sehen, sie nahm also die Gartenarbeit zuerst vor und fand ihre Erwartung nicht getäuscht. Frau von Dalheim ließ nicht lange auf sich harren — dort kam sie schon, hinter ihr der Famulus. Der Hut, den sie trug, bedeckte zwar durch seinen absonderlichen Schirm, wie ihn Frau von Stein in hiesiger Gegend noch nicht gesehen hatte, zum Theil ihr Gesicht, aber was sich davon bemerken ließ, sah ganz allerliebst aus: ein rundes, hübsches Kinn und feiner Mund. Dazu die schöne Figur, die sich in dem schwarzen, sich leicht aufschmiegenden Kleide sehr gut ausnahm: es war eine ganz angenehme Person! Was hatte sie aber mit Antoinette zu sprechen? Die Antwort lag sehr nahe, der Brief, den der Knabe hatte an Max bestellen sollen, war von ihr — eine alte Liebe also! Aber eine Frau! Hoffentlich keine verheirathete Frau mehr, sondern eine junge Wittwe! Der Max aber! Soldatenblut ist doch zu unbeständig! Was soll nun daraus werden? So schlang sich eine Kette aufregender Gedanken in der Seele der Frau von Stein in einander und sie fürchtete nur, daß bei so bewandten Umständen ihr doch die Hauptsache, welche die Fremde mit ihrer Schwester zu besprechen habe, verloren gehen könnte.

Mit ihrer gewohnten ruhigen Haltung, aber mit scharf prüfenden Blicken empfing Antoinette die Dame,

welche den Famulus hineingeschickt hatte, um sich anmelden zu lassen, ehe sie eintrat. Nicht ihre äußere Erscheinung zergliedernd, wie ihre Schwester und auch der kleine Herr in sehr eigenthümlicher Weise, Jedes nach seiner Art gethan, sondern in dem ersten Gesammteindrucke faßte sie die schöne Sphinx auf, die sich ihren Augen darstellte. Schön war sie, gefährlich schön! In ihrem Wesen lag nicht der Geist, den sie, wenn ihre Ahnung über die Verhältnisse richtig waren, in dieser Frau gesucht und der sie abgestoßen haben würde; im Gegentheil hatte ihre Haltung, der Blick ihrer wundervollen schwarzen Augen, der Ausdruck ihrer feinen Züge etwas Anziehendes für sie und weckte in ihr plötzlich jene räthselhafte Bangigkeit wieder, die sie schon einmal beschlichen hatte. Ihr war, als müsse sie um so mehr für die Zukunft ihres Max zittern, weil sie die Frau, der seine Vergangenheit vielleicht gehört hatte, so ganz anders fand, als sie deren Bild sich gedacht hatte. Aber sie mußte alle fernschweifenden Gedanken zurückweisen, der Moment forderte ihre volle Besinnung.

Mit Freundlichkeit, die sich unwillkürlich unter dem Eindrucke jener gewinnenden Persönlichkeit in Antoinettens Mienen aussprach, hatte sie die Fremde begrüßt und zum Sessel geführt, dem sie sich gegenüber setzte.

„Ich habe das Glück, Fräulein von Kellberg zu

sehen?“ fragte die Dame, indem sie Antoinette mit einem eigenthümlichen Blicke ins Auge faßte — man hätte ihn zärtlich nennen können, wenn das bei einer Unbekannten möglich gewesen wäre.

Antoinette verneigte sich und kam ihr zu Hülfe — sie hatte sich erst vorgenommen, ihr das Aussprechen nicht durch eine Silbe zu erleichtern, jetzt konnte sie nicht anders. „Der Brief, den mir Ihr armer Bote überbringen sollte, ist sicher in meine Hände gelangt“, sagte sie.

„Ich ahnte nicht, daß — Ihr Herr Neveu nicht mehr bei Ihnen sei!“ sprach die Fremde, sichtlich erfreut, daß Antoinette die Einleitung übernommen hatte. „Ich mußte glauben, daß er längere Zeit hier verweilen werde. — Sie sind doch“, fragte sie plötzlich mit einer Art von Heftigkeit, indem eine lichte Glut in ihre Wangen stieg, „Sie sind doch von Allem unterrichtet? Ich meine, was mich betrifft und Ihn?“

Durch diese Frage war mit einem Male jeder Schleier gefallen, der ihre eigene Beziehung zu Max noch umhüllte, und Antoinette, welche auf ein so rücksichtsloses Zerreißen desselben nicht vorbereitet war, kam dadurch einen Moment außer Fassung.

„Gnädige Frau — ich weiß nicht, was ich Ihnen darauf antworten soll — Max hat mir nichts gesagt —“

„Nichts?!" rief die Fremde, ihre schönen Hände vor dem Busen zusammenschlagend, während ihre Augen aufsprühten. „Nicht einmal meinen Namen?" — Antoinette hatte sich schnell gefaßt, aber ihre Stimme bebte noch, als sie entgegnete:

„Hat er Unrecht gethan, wenn er mich, die ihn so lange nicht gesehen hat, nicht gleich in Alles einweihte, wozu er mir erst das rechte Verständniß geben mußte? Seine unerwartet schnelle Abreise kam dann, er mußte es einer spätern Zeit vorbehalten —"

„Und warum diese schnelle Abreise?" fragte die Fremde. „Was trieb ihn fort aus dem sichern Asyl?"

„Bedurfte er eines solchen?" entgegnete Antoinette, die sich nun vollberechtigt glaubte, ihren Vortheil wahrzunehmen.

„Niemand mehr, als er!" rief die schöne Frau in großer Aufregung. „Gegen die Macht, gegen die Rache!"

„Wie?" sagte Antoinette. „So habe ich ihn also doch recht verstanden! Und er ist deshalb weiter gezogen, weil das Asyl, das er hier gesucht hatte, nicht mehr sicher war! — Sie wissen vielleicht, daß er seinen Fürsten beleidigt hat?" setzte sie hinzu, indem sie die Fremde mit einem festen Blicke ansah.

„Wer sollte das besser wissen, als ich!" rief diese, welche mehr und mehr die Selbstbeherrschung verlor.

„Und warum hat er sich hier nicht mehr sicher gefühlt? Hat man ihn hier ausgespürt, verfolgt?“

„Ein unglücklicher Zufall hat seinen Aufenthalt oder vielmehr schon die Absicht, hieher zu gehen, verrathen“, erwiederte das Fräulein. „Auf der Reise, in geringer Entfernung von hier, verlor er eine Brieftasche —“

Die Fremde unterbrach sie durch einen Ausruf in italienischer Sprache, der zornig klang, doch bezwang sie sich gleich und bat mit gesenkten Augen, deren Funkeln Antoinette wohl bemerkt hatte, um Verzeihung. „Ich hatte wohl Ursache, für den Freund zu erschrecken!“ sprach sie. „Nun, diese Brieftasche kam in die Hände seiner Feinde?“

„Ja, so scheint es wenigstens. Denn es wurden unter der Hand Nachforschungen angestellt und zuletzt kam sogar ein Schreiben, welches seine Auslieferung verlangte!“

„Per Dio santo!“ rief die Fremde, auf ihrem Sessel erbebend.

„Zum Glück war er schon abgereist“, fuhr Antoinette fort, welche mit steigender Theilnahme alle diese Zeichen höchster Gemüthsbewegung beobachtete. „Ich weiß zwar von sicherer Hand, daß der edle Kurfürst von Trier, unter dessen Schirm mein Neffe sich befand, dies Ansinnen abgelehnt haben würde, doch war es immer

ein Glück, da es dem Fürsten eine große Verlegenheit erspart hatte und Max vielleicht geheimen, um so gefährlicheren Verfolgungen ausgesetzt gewesen wäre."

„Wo ist er jetzt?" fragte die Dame rasch. „Sie wissen es doch?"

Antoinette konnte die Frage der Wahrheit gemäß verneinen. Sie wußte nicht, wo Max sich befand, da die Armee des Herzogs von Braunschweig den Rhein nach der Schlacht von Crefeld wieder überschritten hatte und ihre Märsche fortsetzte. Es war Antoinette lieb, daß sie der Wahrheit treu Nein antworten konnte.

„Und die Brieftasche?" kam die Fremde wieder auf den Ausgangspunkt zurück. „Hat er Ihnen davon erzählt? Sie wissen, was darin enthalten war? O sagen Sie mir das! Ich zittere, davon zu erfahren!"

„Ich weiß nur, daß Max Papiere und Briefe darin aufbewahrt hatte — welchen Inhalts und von wem, das hat er mir nicht erzählt. Aber daß sie für ihn wichtig waren und ihr Verlust ihm, wenn sie in unrechte Hände gefallen, gefährlich schien, hat er mir nicht verschwiegen — die Folgen haben es bestätigt."

Frau von Dalheim versank einen Moment in tiefes Nachdenken. Sie besinnt sich wohl auf den Inhalt manches dieser Briefe, wenn sie denselben, wie nicht anders zu glauben, kennt! waren Antoinettens Gedanken.

Plötzlich erhob sich die Fremde und sah ihr mit einem fragenden, fast bittenden Blick in die Augen.

„Sie wissen nicht, wo Max jetzt ist?“ fragte sie mit zitternder Stimme.

„Werde ich Ihnen eine Unwahrheit sagen?“ erwiederte Antoinette sanft.

„Aber Sie wissen, welches Recht ich habe, ihn Max zu nennen!“ rief die Fremde, indem sie hocherglüht die Hand auf den schönen Busen legte, dessen stürmisches Wogen den leichten Flor, der ihn bedeckte, zu sprengen drohte.

„Ich — ahne es!“ sagte Antoinette, welche vor der letzten Erklärung längst gezagt hatte.

„Wohlan! So bedarf es keiner Worte mehr!“ Sie machte eine Bewegung, als wolle sie sich an die Brust des gütigen Wesens stürzen, von dem sie schon so viel wußte — aber sie besann sich schnell, strich über ihre Stirn und sagte: „Geben Sie mir meinen Brief zurück! Sie können ihn nicht bestellen — ich werde es selbst thun.“

„Unmöglich!“ rief das Fräulein.

„Was ist unmöglich!“ entgegnete die Fremde mit schwärmerisch glühenden Augen. „Geben Sie mir den Brief!“

„Aber bedenken Sie!" rief Antoinette. „Sie können doch nicht —"

„Ich kann Alles, was ich will!" unterbrach sie die Fremde leidenschaftlich. „Geben Sie mir den Brief und lassen Sie uns scheiden! Ich werde von mir hören lassen."

Antoinette konnte nichts thun, als den Brief holen, den sie in ihrer Kammer aufbewahrt hatte. Sie war in äußerste Besorgniß durch die letzte Erklärung der aufgeregten Frau versetzt — welche Unbesonnenheit stand von ihr zu befürchten und wie unmöglich schien es, sie davon abzuhalten. Dennoch versuchte Antoinette, als sie zu ihr zurückkehrte, sie durch Vorstellungen von einem Schritte abzuhalten, der für sie wie für Max von unberechenbaren Folgen sein konnte, sie erlaubte sich sogar, das Unschickliche eines solchen anzudeuten. —

Da blitzte der Hohn in den schwarzen Augen der Fremden und ein bitteres Lächeln zuckte um ihre Lippen. — „Geben Sie mich verloren!" sagte sie, indem sie den Brief, den sie zurückgenommen hatte, in ihrer Hand krampfhaft zerdrückte. „Da Max sich nicht entschlossen hat, Ihnen Alles zu vertrauen, so fühle ich mich auch nicht veranlaßt, Ihnen eine Beichte abzulegen. — Das aber lassen Sie sich sagen", fuhr sie mit erhöhter Stimme fort, „daß ich ein Recht habe, Max zu folgen,

— bis an das Ende der Welt, ja bis in den Tod! Leben Sie wohl!"

Sie schied, ohne Antoinetten Zeit zu einer Entgegnung zu lassen, und diese blieb erschüttert zurück. Erst allmälig konnte sie sich wieder so weit fassen, um klar zu erkennen, was ihr diese Unterredung gebracht hatte. Sie begriff jetzt nur zu wohl, daß Max dem Zauber, welchen diese Frau selbst auf sie geübt, nicht hatte widerstehen können; sie war es, durch welche er in jenen bösen Conflict mit seinem Fürsten gerathen war, von ihrer Hand kam das Geschenk, dessen Verlust ihn beunruhigt, ihre Briefe waren es, die er darin aufbewahrt hatte, und die vielleicht Manches enthalten mochten, das ihm noch schlimmere Anfechtung bereiten konnte — und sie hatte ein Recht, ihm zu folgen, selbst bis in den Tod! Unglückliche Frau! Der Rausch der Leidenschaft, in welchen Du ihn gestürzt hast, ist verflogen, er denkt mit Beschämung — mit Reue vielleicht! — daran zurück, während Dir aus jenem Sinnenrausche eine tiefe ewige Liebe, geläutert zu Deinem Seelenheile, im Herzen erstarkt ist und Du noch selige Tage eines reinen Glückes hoffest, während er sich von Deinem Bilde, wie von einem Vorwurfe schwerer Vergehung, schon abgewendet hat. So waren Antoinettens Gedanken und sie fühlte ein herzliches Erbarmen mit dem beklagenswerthen Weibe,

dessen Schicksal nur ein namenlos unglückliches werden konnte. Sie blieb ihr noch immer die Sphinx, wie sie sich ihr angekündigt hatte. Was wußte sie von ihr? Nicht ihre Herkunft, ihre Schicksale der Vergangenheit, nicht ihre Verhältnisse der Gegenwart — und der flüchtige Blick, den sie in ihr Inneres gethan hatte, konnte ihr keinen Aufschluß über dessen Räthsel geben! Das frauenhafte Mitleid mit einem unglücklichen Wesen ihres Geschlechts nahm Antoinette lange in Anspruch und spät erst dachte sie an ihren Max. Mußte sie nicht auch für ihn zittern, wenn sie sich Alles recht überlegte? Das Bedürfniß, sich gegen die Schwester auszusprechen, die es so treu mit ihr und Max meinte, wenn sie in ihrer dem Alltagsleben mehr verfallenen Weise sie auch nicht immer verstand, führte sie nun bald zu ihr, welche schon mit Ungeduld auf ihre Mittheilungen gewartet hatte, und diesmal that es Antoinetten gerade recht wohl, von ihr in jener Weise beruhigt zu werden. Marianne wollte von all diesen überspannten Gefühlen nichts wissen, sie faßte die Verhältnisse der Frau von Dalheim, welche ihrem treulosen Geliebten nachreiste, von einem ganz anderen, nicht eben für sie schmeichelhaften Gesichtspunkte auf.

Die Vorsicht des alten Herrn, welcher seinem Famulus eingeschärft hatte, die fremde Dame ja auf dem

Fußpfade zwischen den Gärten, wo sie so leicht Niemand begegnen konnten, hin und zurück zu führen, war doch vergeblich gewesen. Als sie von ihrer Unterredung noch glühend mit raschem Schritte, gefolgt von dem blassen, hagern Famulus, der auf sie hatte warten müssen, auf dem schmalen Pfade dahin eilte, kam ihr ein Mann entgegen, welcher bei ihrem Anblick sichtlich stutzte. Ihre Erscheinung mußte wohl auf Jeden einen überraschenden Eindruck machen. Der Herr, als ihm ein Blick ihrer Feueraugen traf, zog vor ihr den Hut, sie erwiederte den Gruß anmuthig, wie es ihr zur Gewohnheit geworden war, und als sie an einander vorüber gingen, streiften ihn ihre Gewänder — er blieb stehen und sah ihr nach, so daß er den demüthigen Gruß des Famulus, der hinter ihr herschritt, gar nicht bemerkte. Es war der Kammerherr von Boos. Wer mochte diese wunderschöne Frau sein? Zu Fuß auf diesem Pfade, gefolgt von dem Hungerleider des Bücherwurms aus dem Kloster? Diesen zurückzurufen und zu fragen, schickte sich freilich nicht, aber wenigstens wußte Herr von Boos nun, wo er Auskunft erhalten konnte. Einstweilen erzählte er, nach Hause gekommen, seiner Frau davon, welche seiner exaltirten Schilderung wenig Beifall schenkte.

„Du entdeckst Schönheiten, wo kein Anderer so glücklich ist!“ sagte sie; wer ihren Ton gehört hätte, würde

den bösen Leumund, daß sie einen starken Hang zur Eifersucht hege, nicht für ganz grundlos gehalten haben.

„Jedenfalls, wenn Du sie sähest, müßtest Du mir diesmal beipflichten!“ versetzte er, unbeirrt durch ihre spöttische Bemerkung. „Ich sage Dir, ein so schönes Auge hast Du in Deinem Leben nicht erblickt, der Fuß, die ganze Person — gewiß gehört ihr der fremde Junge, der mit dem Pferde gestürzt ist und bei dem kleinen Ohm liegt. Ich werde dort nachfragen.“

„Als gestrenger Herr Amtmann — ex office, heißt es ja wohl?“

„Ex officio, ganz richtig“, erwiederte er. „Diesmal aber ex curiositate, lieb' Herzchen! Komm, gieb mir einen Kuß. Kannst Du mir wirklich Schuld geben, daß ich arge Gedanken habe, wenn ich gern schöne Frauen sehe? Siehst Du schöne Männer mit Widerwillen an? Wenn Eins von uns Ursache zur Eifersucht hat, so bin ich es. Gesteh' es nur, daß Dir der schöne Herr von Kellberg mächtig gefallen hat! Siehst Du, wie Du roth wirst?“

Sie war bei dieser Beschuldigung wirklich erröthet und suchte sich nun eifrig zu vertheidigen, so daß er in ein lautes Gelächter ausbrach und die kleine Frau, die im Ernst böse geworden war, herzlich küßte. Er hatte durch seinen Gegenstoß, wie es Fechtmeister nennen,

wenigstens so viel gewonnen, daß ihr Angriff abgeschlagen war.

Frau von Dalheim hatte ihren Begleiter gefragt, wer der Herr gewesen und seinen Namen und Stand erfahren. Auf einmal stand sie still: sollte der Amtmann zu Sayn ihr nicht vielleicht Auskunft geben können, welcher Art die Nachstellungen gewesen, welche Max selbst hier zu erdulden gehabt hatte, von wem sie ausgegangen, was sie bezweckt? Ganz gewiß! Sie setzte rascher ihren Weg fort und trat jetzt ohne Anmeldung bei dem Gelehrten ein, der ihre Rückkehr unruhig erwartete, denn der Knabe hatte ihm erklärt, daß er seine Herrin begleiten werde, was dem Doctor und auch dem heilkundigen Bruder, welcher eben hier gewesen war, ganz unmöglich schien.

„Ja wohl!" sagte sie bestimmt, als er ihr diesen Gedanken wie einen krankhaften Unverstand vortrug. „Mein Rynold wird mich begleiten. Er wird dadurch schneller gesund werden, als wenn ich ihn wieder zurücklassen wollte. Die Gefahr nehme ich auf mich."

So lieb es Gerhard im Ganzen war, von der Last und Verantwortung, die ihm der kranke Knabe aufgebürdet hatte, bald befreit zu werden, hielt er es doch für Menschenpflicht, sie zu warnen. Aber sie ließ ihn nach ihrer unhöflichen Weise, da er etwas ausholte,

gar nicht zum Conclusum kommen, sondern erklärte, daß sie Rynold und seinen Zustand besser kenne, als die Autorität, auf welche er sich berufe; sie werde ihn auf einer Tragbahre von hier nach dem Wirthshause, wo ihr Wagen stehe, abholen lassen, und dann auf der Reise für seine Schonung und Bequemlichkeit sorgen.

„Erst aber“, setzte sie hinzu, „habe ich hier noch eine andere Rücksprache zu nehmen. Wollen Sie zu dem Amtmann in Sayn, Herrn von Boos-Waldeck, schicken und ihm sagen lassen: Frau von Dalheim, die Dame, welcher er vor einer Viertelstunde begegnet sei, lasse ihn bitten, ihr auf eine kurze Unterredung von großer Wichtigkeit für sie die Ehre seiner Gegenwart bei Ihnen, lieber Herr, zu schenken. Sie erlauben doch, daß ich ihn hier empfange! Die Unterredung wird ganz kurz sein.“

Der arme kleine Herr war über dies neue Ansinnen äußerst betreten; konnte er es aber ablehnen? Wenn die Frau mit Herrn von Boos etwas zu sprechen hatte, schickte es sich doch eher, daß sie ihn hieher in das ehrbare Haus eines unbetheiligten Mannes einladen ließ, als daß sie zu ihm ging, wo sie den Leuten vielleicht Stoff zum Gerede geben konnte. Dr. Gerhard schien auch nicht ganz unbekannt mit dem, was böse Zungen über den Hang zur Eifersucht sprachen, welchen Frau

von Boos besitzen sollte. Er gab also, wie er nicht anders konnte, seine Einwilligung zu der in seinem Hause beabsichtigten Entrevue.

„Wäre es aber nicht besser, wie es meiner unmaßgeblichen Meinung scheint", sagte er, „wenn Euer Gnaden den gedachten Herrn schriftlich einladeten? Zu einer mündlichen Bestellung ist mein Famulus sehr ungeschickt, wie ich das öfters schon erfahren."

„Er hat mich doch schon bei Fräulein von Kellberg angemeldet!" wandte die Dame ein. „Indessen — Sie mögen Recht haben. Schriftlich wird es besser sein; ich kann dabei gleich den Grund meiner Einladung andeuten, was mündlich unmöglich wäre. Geben Sie mir Papier." Dem alten Herrn schlug das Herz, als sich die schöne Frau an seinen, von Femininis bisher unentweihten Schreibtisch setzte, und es war ein wahrhaft beunruhigender Gedanke, was wohl aus ihm und seinem ganzen Leben geworden wäre, wenn etwa schon seit dreißig Jahren eine Frau mit ihm gehaust hätte.

Der Brief war schnell beendigt. Während der Famulus, stöhnend über die Hitze des heutigen Tages, ihn zu Herrn von Boos hinübertrug, ging die Fremde zu ihrem kleinen Diener in die Kammer und Ohm konnte hören, wie lebhaft sie von diesem begrüßt wurde. „Ein abnormes Verhältniß!" dachte er. „Wenn Personen

von fürstlicher Geburt sich Edelknaben halten, so ist das uralten Herkommens, und diese Pagen haben einen leichten Dienst, den sie bei ihrem Alter wohl verrichten können; es giebt unter ihnen auch sehr alte Knaben, denen schon der Bart sproßt, ehe sie eine anderweitige standesmäßige Anstellung erhalten. Aber wie kommt diese Frau von Dalheim dazu, sich einen so jungen Knaben beizulegen, welche Dienste kann er ihr leisten, und wird er dadurch nicht zu Allotriis verführt, die ihn für eine andere nützliche Beschäftigung untauglich machen?" Wenn Doctor Ohm, der so dachte, die Worte gehört und verstanden hätte — sie waren wiederum italienisch — mit welchen der Knabe die Entscheidung seiner Herrin aufnahm, daß sie seine Bitte, sie begleiten zu dürfen, erfüllen wolle, so würde er die befürchteten Allotria in einem Sinne bestätigt gefunden haben, der weit über seine Begriffe hinausging.

Herr von Boos ließ zurücksagen, daß er Frau von Dalheim gleich aufwarten werde, und erschien auch sehr bald. Er hatte den Brief der Dame ohne ein Wort seiner Frau gezeigt und dieser, als sie ihn gefragt, was er thun werde, die Entscheidung überlassen, welche natürlich dahin ausgefallen war, daß er die Bitte, wie unbegreiflich sie auch sei, nicht ablehnen dürfe. Der kluge Kammerherr wußte seine Gemahlin schon zu behandeln.

Ihre weibliche Neugier war ihm hier eine mächtige Bundesgenossin gewesen, und zur Belohnung hatte er ihr auch verheißen, was sie vorsichtig von ihm forderte: sich nicht etwa durch ein Versprechen zu binden, das Anliegen der fremden Dame verschwiegen zu halten, wenigstens gegen seine Frau dürfe er das nicht; zwischen Ehegatten müßten keine Geheimnisse sein.

Als er sich durch den Famulus, dem heut so viel Dienst zufiel, als sonst nicht in einem Vierteljahre, im Hause des Gelehrten anmelden ließ, stand dieser gleich auf, um das Zimmer zu räumen, da er sich nicht berufen fühlte, als Zeuge zugegen zu sein. Frau von Dalheim bat ihn jedoch, zu bleiben, sie hatte ihre Gründe dazu. Wie beruhigt würde die Gemahlin des Kammerherrn gewesen sein, wenn sie das in diesem Augenblicke gewußt hätte!

„Ich bitte um ihre Nachsicht, Herr von Boos“, empfing die Fremde den Kammerherrn.

„Sie haben ganz über mich zu gebieten!“ erwiederte er, den Gruß auch des Zeugen dieser seltsamen Zusammenkunft, der ihm nicht ganz angenehm war, erwiedernd.

„Ich will Ihnen aber gleich sagen, was mich veranlaßt hat, mich an Sie zu wenden“, sprach Frau von Dalheim. „Sie haben doch Herrn von Kellberg, der vor einiger Zeit hier war, kennen gelernt?“

„Ich habe selbst die Ehre gehabt, ihn in meinem Hause zu sehen", antwortete Boos, von dieser Wendung überrascht und erwartungsvoll, was nun folgen werde.

„Herr von Kellberg ist mein Verlobter —" sagte sie mit einem reizenden Niederschlag der Augen, so weiblich decent, daß selbst Ohm, der bei dieser Eröffnung ebenso erstaunt, wie Boos aufsah, davon angenehm berührt wurde. Eine mädchenhafte Verschämtheit konnte von einer Wittwe bei der Erwähnung einer Thatsache nicht erwartet werden. — „Ich bin mir schuldig, meine Herren", fuhr sie schnell fort, „Ihnen das zu sagen, damit Sie mein Recht zu einer Frage, die mir am Herzen liegt, anerkennen. Können Sie mir etwas über gewisse Nachforschungen sagen, die hier unter der Hand nach Kellberg angestellt worden sind, Herr von Boos? Ich habe Grund zu vermuthen, daß es in feindlicher Absicht geschehen ist, und glaubte am besten von Ihnen, nach ihrer Stellung, darüber Auskunft zu erhalten. Sie werden es daher begreiflich finden, daß es mich mit Besorgniß erfüllt hat."

„Wie könnte das anders sein!" erwiederte Boos. „Die Mittheilung, mit welcher mich Euer Gnaden beehrt haben, war mir zwar sehr überraschend; aber ich kann es nur natürlich finden, daß Sie Aufklärung über eine vermeintliche Gefahr zu haben wünschen, welche Ihrem

Herrn Bräutigam droht. Zum Glück kann ich Ihnen sagen — was Sie wohl schon von den Verwandten gehört haben, daß derselbe sich auch außer Bereich übelwollender Absichten befindet, mag es damit eine Bewandtniß haben, welche es wolle. Bei der Armee des Herzogs von Braunschweig, wo er Dienst genommen hat —"

„Wirklich?" rief die Dame mit aufblitzenden Augen. „Ja, ja, Sie haben Recht. Ich weiß, daß er dort ist — und daß man nicht wagen wird, ihn dort anzutasten. Aber es ist mir doch von Interesse, zu erfahren, was hier gegen seine Person geschehen ist — was wissen Sie davon, Herr von Boos?"

„Vielleicht würde mein geehrter Nachbar darüber noch bessern Bescheid geben können", entgegnete Boos, halb gegen Ohm gewandt. „Ich weiß allerdings, daß hier und da verstohlen nach Herrn von Kellberg gefragt worden ist und zwar, wie ich entdeckt habe, von einer angrenzenden Besitzung des Markgrafen von Ansbach aus; schloß daher, daß Herr von Kellberg in irgend einer Weise dort Interesse erregt habe, ohne jedoch an feindselige Absichten, wie Euer Gnaden sie voraussetzen, zu denken. Dr. Ohm hat mir indessen später einmal gesagt, daß solche wohl vorhanden sein könnten, da man in sehr verdächtiger Weise nach allerhand Umständen

seines Aufenthalts bei seinen Verwandten und seines gewöhnlichen täglichen Lebens geforscht, was sonst doch für Niemand, der keine Beziehungen zu ihm hat, von Interesse sein könnte."

„Erzählen Sie!" bat Frau von Dalheim den Hausherrn lebhaft. Dieser berichtete, was er wußte, und der wechselnde Ausdruck ihrer Züge bei seiner Erzählung, welche gründlich von dem ersten Anfange seiner Bekanntschaft mit Herrn von Kellberg begann, verrieth, wie stark ihre Gefühle dadurch aufgeregt wurden.

„Sie werden sich täuschen!" rief sie, als Ohm geendigt hatte, mit bebender Stimme, aber stolzem, funkelnden Blick. „Wenn sie nicht meuchlings, wie Banditen, Hand an ihn legen, so mag Jeder, der ihn antasten will, sich vorsehen! Er thut es auf Gefahr seines eigenen Lebens! — Ich danke Ihnen, meine Herren! Ich weiß genug ... Verzeihen Sie, ich bitte nochmals, Herr von Boos, daß ich Sie herbemüht habe —" sie reichte ihm ihre schöne Hand, die er, mit der Versicherung, daß es ihm eine große Freude gewesen, ihr zu gehorchen, an seine Lippen führte. Gern hätte er die Unterredung noch weiter fortgesetzt, aus reiner Rücksicht gegen seine Frau, um ihr recht ausführliche Nachrichten zu bringen! Aber er war entlassen und mußte sich empfehlen, die Ausbeute, die er heimtrug, die Neugi-

keit, daß er in der interessanten Fremden Kellberg's Braut gefunden hatte, konnte seine Frau schon zufrieden stellen und mußte auch ihn gegen etwaige Insinuationen decken, denn die schöne Frau war ja Braut! Freilich lag darin nur eine einseitige Absolution, denn ihm war schon oft schuld gegeben worden, daß er seine Bewunderung weiblicher Schönheit auch auf fremdes Eigenthum ausdehne, und die Betheuerung, daß es nichts sei, als ein ihm angeborener Schönheitssinn vom lautersten Begriff, hatte stets eine laue Aufnahme gefunden.

Während der Besprechung schon hatte der arme Famulus nochmals nach dem Dorfe traben müssen, um das Anspannen in dem Wirthshause und die Tragbahre für den Knaben zu bestellen. Er brachte diese nebst zwei handfesten Trägern gleich mit und wurde nun durch ein so reiches Geschenk von der Dame für alle seine Mühen belohnt, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Frau von Dalheim hatte sich, sobald der Kammerherr sich entfernt hatte, an das Fenster gesetzt, die Hand über die Augen gelegt und kein Wort mehr gesprochen. Altum silentium! Ohm war dadurch in größere Verlegenheit gesetzt worden, als wenn sie ihn in ein lebhaftes Gespräch gezogen hätte: wie er während ihrer ganzen Unterredung mit Boos etwas zurückgezogen an seinem Schreibtisch gestanden hatte, so war er ge-

blieben, hatte nicht gewagt, sich in seiner eigenen Behausung zu setzen, und endlich Gott gedankt, als sein Famulus zurückgekommen war und die Frau aus ihrer Geistesabwesenheit zurückgerufen hatte. Jetzt nahm sie einen raschen Abschied, dankte ihm für die Pflege, welche er ihrem armen Rynold hatte angedeihen lassen, wie für den Beistand, den er ihr selbst gewährt und gab ihm zuletzt ihre Hand, welche er wahrhaft verschämt kaum zu berühren wagte. So weit seine Gedanken in die Vergangenheit reichten, war ihm das von einer Frau weder geschehen, noch hatte er selbst dazu ein unziemliches Verlangen getragen. Er mußte sie dann mit zu Rynold begleiten und dessen Fortschaffung mitsammt seinen Sachen, nebst Sattel und Zaum des gefallenen Pferdes besorgen helfen, was sie wenig zu kümmern schien. Der Knabe war offenbar wieder etwas fieberhaft aufgeregt, seine Wangen glühten und seine Augen hatten einen höheren Glanz. Ohm hegte ernstliche Bedenken gegen seinen Transport; da dieselben aber bei dem ersten Versuche, sie zu äußern, von Beiden mit vereinten Kräften niedergeschlagen wurden, so wagte er keinen Einspruch; er hatte ja die Folgen in keiner Weise zu verantworten.

„Sie haben mir das Leben gerettet!" sagte der Knabe, als er schon auf die Tragbahre gehoben war,

und von Ohm Abschied genommen hatte. „Rynold von Ruden wird es Ihnen nie vergessen!"

Der alte Herr war über diese Namenserklärung so erstaunt, daß er kaum das ihm zuerkannte Verdienst von sich ablehnen konnte, die Dame winkte ihm ein Lebewohl mit der schönen Hand und er war so verwirrt, daß er, im Wahne, daß sie ihm dieselbe nochmals reichen wolle, die seinige ihr schon entgegen streckte, sie aber, als er seinen Irrthum bemerkte, höchst bestürzt wieder zurückzog. Sie lächelte und verließ ihn, den Trägern Rynold's folgend.

Eine Circe! dachte Gerhard, der nun ganz erschöpft auf seinen Sessel niedersank. Eine leibhaftige Circe! — Und der Knabe ein junger Adliger! Von Ruden — der Name, wenn er ihn recht verstanden hatte, war ihm ganz fremd, eine adelige Familie von Ruden war ihm noch nicht vorgekommen, indessen wer konnte sich, auch bei den umfassendsten genealogischen Studien rühmen, alle deutschen Adelsgeschlechter zu kennen? Der Klang des Namens, den er gehört, gab ihm überdem keine Sicherheit, wie er geschrieben werde: kurzweg Ruden oder mit einem H verknüpft Rhuden, vielleicht gar nordisch oder böhmisch das H ohne Aspiration vor dem R — der gründliche Mann brachte diese Combinationen gleich zu Papier und wurde dadurch glücklich vor dem gefährlichen

Abwege, den seine Gedanken auf der Spur der Circe nehmen wollten, auf den unbescholtenen Acker gerettet, den er nun schon seit so langen Jahren pflügte. Indessen drängte sich ihm bei der Beschäftigung mit Rynold bald wieder die Frage auf, wie es denn möglich sei, daß eine bloße Frau von Dalheim einen jungen Adeligen in ihren Diensten haben könne, was doch nur ein Vorrecht fürstlicher Personen ist — sie war am Ende eine Prinzessin, welche ein Incognito beliebt hatte; daß sie allein reiste, widersprach dem freilich, aber konnte sie nicht ein geziemendes Gefolge ganz in der Nähe zurückgelassen haben, um unerkannt zu bleiben? Indessen, warum ein Vorrecht fürstlicher Personen! Wer konnte es einer Dame von anderer Geburt wehren, einen Edelmann in ihren Dienst zu nehmen, wenn sich ein solcher dazu fand! Ein Gesetz, welches dergleichen verbietet, existirte nach Ohm's Wissen nicht. Und Rynold von Rhuden — Dr. Gerhard neigte sich dieser Schreibweise zu — war vielleicht eine arme Waise, deren sie sich angenommen hatte, er schien ja auch in seinem Verhältniß ganz glücklich und seiner Herrschaft außerordentlich zugethan zu sein — Habeat sibi! Ueberdem waren seine Manieren, wenn Ohm sich die ungeberdigen Aeußerungen an jenem Abende, wo er ihn gefunden hatte, zurückrief, keineswegs adelig zu nennen.

Das Paar fuhr unterdessen die Rheinstraße nach Ehrenbreitstein entlang. Frau von Dalheim hatte dafür Sorge getragen, den Knaben möglichst bequem in ihrem Wagen sitzen zu lassen, der Wagen war keins jener schwerfälligen Ungeheuer, deren sich vornehme Leute damals zu bedienen pflegten, sondern leicht gebaut, mit einem halben Verdeck, das durch einen festen Ledervorhang noch mehr geschlossen werden konnte, und die Dame hatte Befehl gegeben, so vorsichtig als möglich zu fahren. Rynold schien ganz zufrieden zu sein. Sie schenkte ihm daher keinen Blick mehr, sondern schaute in die Landschaft hinaus, mit ihren Plänen beschäftigt, welche nun ein ganz bestimmtes Ziel erhalten hatten. Ihr war eine Lüge gesagt worden, als man behauptet hatte, Kellberg's jetzigen Aufenthalt nicht zu wissen; sie schalt die Antwort, die sich an den Wortsinn ihrer Frage gehalten, eine Lüge — und glaubte den Grund derselben wohl durchschauen zu können: die Mißgunst einer alten Jungfer! Nun wußte sie aber doch, was man ihr hatte verschweigen wollen, und keine Macht der Erde konnte sie abhalten, dem Geliebten zu folgen, wie sie ihm einst in der verhängnißvollen Stunde der Trennung verheißen hatte!

Fünftes Kapitel.

Zum Kloster.

„Ich bringe Dir eine große Neuigkeit, Lorchen!“ sagte Herr von Boos gleich beim Eintritt, als er von seinem Gange nach dem Kloster heimkehrte. — „Rathe, wer Frau von Dalheim ist?“

„Wie soll ich das rathen, da ich sie nicht kenne, auch nicht das Glück gehabt habe, diesem Meerwunder von Schönheit zu begegnen?“

„Schön ist sie, da hast Du Recht — jeder Junggesell kann ihren Bräutigam beneiden; sie ist Braut, Lorchen! Die Braut unseres jüngsten Bekannten. Unseres jüngsten, sage ich: welche Bekanntschaft haben wir zuletzt gemacht?“

„Du weißt, ich bin keine Freundin vom Rathen!“ erwiederte sie etwas empfindlich. „Wen meinst Du?“

„Den Roland von Sayn!“ sagte er pathetisch.

„Nicht möglich!" rief sie überrascht. „Eine Frau von Dalheim? Wo ist sie her? — Und was wollte sie von Dir?"

Boos berichtete seiner Frau möglichst wortgetreu, wie sie sich ihm gleich als Kellberg's Braut vorgestellt und dadurch sich vor Mißverständnissen geschützt, und dann, was sie gefragt und was er ihr geantwortet hatte. Seine Frau hörte ihn mit großem Interesse an und sagte darauf: „Aber das ist ja eine geheimnißvolle Geschichte! Du hättest wohl schon über die ganze Angelegenheit mehr Licht haben können, wenn Du gewollt hättest; eine Anfrage bei Deinem Herrn Collegen in Altenkirchen wäre wohl eigentlich Deine Sache gewesen, als kurtrierscher Amtmann. Indessen mußt Du das besser wissen. Ich finde es nur sonderbar, daß diese Braut auf einmal hier erscheint, ohne daß man vorher das Geringste von ihrem Dasein gehört hat. Erst vorgestern bin ich bei Stein's gewesen, habe sogar die Kellberg gefragt, ob sie Nachrichten von ihrem Neffen habe, und sie hat kein Wort geäußert, das auf eine Braut hätte bezogen werden können. Lache nicht, Boos. Freilich hat sie keinen Grund, die Verlobung hier feierlich zu proklamiren, aber da ich so freundlich über ihren Neffen sprach und darauf anspielte, daß er wohl sein Herz bei uns verloren haben könne, wäre es wohl, wie

wir zusammen stehen, passend gewesen, wenn sie mir gesagt hätte, daß sein Herz bereits vergeben sei. Ich werde das Antoinette sagen."

„Thue das!" erwiederte Boos. „Wie aber, wenn sie selbst nichts davon gewußt hätte? Es ist doch immer möglich. Ich begegnete der Dame auf dem Fußsteige hinter den Gärten und konnte mir natürlich nicht denken, wo die Fremde in Begleitung des Hungerleiders —"

„Warum nennst Du den armen Menschen nur immer so?" unterbrach sie ihn. „Wird Ohm ihn hungern lassen?"

„Ohm hat den Witz selbst gemacht, wenn es einer ist", entgegnete er. „Ich neckte ihn einmal mit der Hagerkeit seines Dieners, der täglich schattenhafter werde; darauf sagte er, daß man ihn freilich nach seinem Ansehen eher famelicus von fames, Hunger, statt famulus von familia, Gesinde, nennen könnte."

„Wie, die Familie nennt der Hagestolz Gesinde!" rief Frau von Boos entrüstet.

„Lateinisch, Lorchen! Familia hat auch diese Bedeutung — ist es nicht eine schöne, das Gesinde auch zur Familie zu rechnen? Wenn Dir aber der pedantische Witz, den ich nicht gemacht habe, mißfällt —"

„Ich sehe darin überhaupt keinen Witz, sondern nur ein schulmeisterliches Wortspiel!" versetzte sie.

„Recht! Ich wollte nur sagen, daß meine Vermuthung, die Kellberg könne von der Braut ihres Neffen eben so wenig als wir etwas gewußt haben, dadurch bestätigt wird, daß sie nicht gleich zu ihr, sondern erst zum Dr. Ohm gegangen ist. Dort lag freilich ihr kranker Knabe, aber das erklärt die Sache nicht."

„Ich werde noch heut darüber Auskunft haben", sagte Frau von Boos.

Sie ging gegen Abend in den Stein'schen Hof. Beide Familien hielten gute Nachbarschaft, wenn sich auch Stein ein- für allemal von großen Festlichkeiten, die zuweilen bei dem reichen Herrn von Boos im Sinne der früheren Besitzer seines Gutes stattfanden, losgesagt hatte. „Ich will mich nicht abfüttern lassen, wo ich nichts wiedergeben kann", war seine oft wiederholte Rede gewesen, selbst gegen die feine junge Frau, wenn diese ihn freundlich gebeten hatte, doch einmal eine Ausnahme zu machen. Er mußte sehr gut bei ihr stehen, daß sie sich immer wieder demselben Bescheide aussetzte. Im Hauskleide, wie auch die Stein und ihre Schwester sie besuchten, kam sie heut herüber und behielt nicht lange auf dem Herzen, was sie hergeführt hatte.

„Sie böse Toinette!" begann sie, als die ersten allgemeinen Dinge besprochen waren. „Glauben Sie denn, daß ich gar keinen Antheil an Ihnen nehme, daß Sie

mir ein Geheimniß aus einem glücklichen Ereigniß in Ihrer Familie machen?"

Ein leichtes Erröthen verrieth ihr, daß Antoinette sich getroffen fühlte. „Was meinen Sie, liebe Frau von Boos?" fragte sie demungeachtet — wollte sie noch jetzt hinter dem Berge halten?

„Was ich meine? Muß ich es erst durch meinen Mann und dieser von der Braut erfahren, daß Ihr Neveu verlobt ist?"

„Verlobt?!" wiederholte Antoinette, indem sie nun hoch erglühte und ihre Züge den Ausdruck eines tiefen Unwillens zeigten. Doch gewann sie schnell die Selbstbeherrschung wieder, welche ihr einen Moment verloren gegangen war und entgegnete: „Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich bis auf diese Stunde von einer Verlobung meines Neffen nichts gewußt habe, wenn ich auch die Dame sprach, — Sie meinen doch diejenige, welche heut nach Sayn gekommen ist, um ihren auf einer Sendung verunglückten Diener abzuholen?"

„Frau von Dalheim, natürlich! Mein Mann begegnete ihr, als sie von Ihnen kam; er wurde dann zu einer Besprechung in einer für sie wichtigen Angelegenheit zu Dr. Ohm eingeladen und dort hat sie beiden Herren gleich erklärt, daß sie die Braut Ihres Herrn Neveu's sei."

In Antoinettens Blick und Miene sprach sich der Unwille jetzt in erhöhtem Maße aus. — „Aber es ist doch gar nicht möglich", rief Frau von Boos, „daß Sie nichts davon erfahren haben sollten! Mein Mann behauptet das zwar, weil die Dame erst zu Ohm und später zu Ihnen gegangen ist, aber da sie nun hier gewesen, so kann sie Ihnen doch nicht verschwiegen haben, was sie vor Männern mit größter Unbefangenheit ausgesprochen hat."

„Ich kann nur wiederholen, was ich Ihnen schon gesagt habe", erwiederte Antoinette, sich mühsam bezwingend. „Daß sich Max — vielleicht — für Frau von Dalheim interessirt hat, und sie — für ihn ... entnahm ich wohl aus ihren Aeußerungen — auch daß sie wegen gewisser Unannehmlichkeiten, die ihm widerfahren, Erkundigungen bei mir einzog — aber daß sie mit meinem Neffen verlobt sei, hat sie mir nicht gesagt. Ich glaube es auch nicht."

„Dann wäre sie aber eine Avanturière!" rief die Boos. „Sie haben ganz Recht, liebe Toinette! Ich bin vollkommen Ihrer Meinung. Wenn Sie von Ihrem Neveu nichts erfahren haben und die fremde Dame, die sich plötzlich hier bei Ihnen nach ihm erkundigt, Ihnen nichts sagte, so glaube ich auch nicht daran. Wie kann eine Frau von Anstandsgefühl sich vor Männern, die

ihr wildfremd sind, als Braut decouvriren? Nein, nein, die Sache hat eine andere Bewandtniß! Wenn man Ihren Neven, den der Kurfürst im wohlmeinendsten Sinne den Roland von Sayn nennt, gesehen hat, so kann man begreifen, daß eine Frau — versteht sich, eine Frau, welche frei ist! — sich leicht für ihn interessiren mag, und, ohne Ihrem Max zu nahe zu treten, Soldatenblut knüpft leicht ein flüchtiges Verhältniß an, wobei ich Ihren Neven betreffend voraussetze, in allen Ehren. Ist sie denn wirklich so schön, liebste Kellberg?"

Antoinette konnte die Frage nur bejahen, und nahm die Fremde doch gegen die Annahme, welche in den Worten der Frau von Boos lag, in Schutz. „Wir dürfen hier kein strenges Urtheil fällen, da uns die Verhältnisse unbekannt sind", sagte sie. „Ich kann mir wohl denken, daß sie durch edle Triebfedern bewogen worden ist, hier, wo sie Max in einer unangenehmen Verwickelung wußte, Nachforschungen anzustellen —"

„Gut! Dann aber müßten Sie auch ihre Brautschaft, die sie als ihr Recht dazu vor den Männern proklamirt hat, als wahr anerkennen und wie wollen Sie es erklären, daß sie Ihnen, die es doch mehr, ja allein angeht, nichts gesagt hat? Nein, nein, Toinette! Sie denken immer zu gut von den Menschen. Wir haben es hier mit einer Avanturière zu thun, oder

wollen Sie das nicht, mit einer heirathslustigen verliebten Wittwe, die um jeden Preis, selbst um den ihres guten Rufes, den Gegenstand ihrer Affection einfangen will. Man hat von diesem Kunstgriff schon gehört: der Mann, von dessen Verlobung schon die ganze Welt spricht, soll dadurch genöthigt werden, ins Netz zu gehen — wenn er schwach ist! Ich denke aber, der Roland wird dem Namen, der ihm beigelegt worden ist, Ehre machen, und wenn sie noch so schön ist!"

„Warten wir ab, liebe Frau von Boos, welche Aufklärung uns die Zeit bringen wird!" sagte Antoinette. — „Es wäre doch auch möglich, daß sie ... in einem Wahne gelebt, ihre Hoffnung bereits für Gewißheit angesehen hätte?"

„Dann wäre sie eine Närrin!" rief die Boos. „Sie entschuldigen Alles, Toinette, und werden dafür gewiß gleich ohne Fegfeuer in den Himmel kommen. Gerade, wenn sie so schön ist, wie Sie sagen, muß sie wissen, daß nicht Jeder, der sie gern angesehen und ihr angenehme Dinge gesagt hat, dabei sofort zum Heirathen entschlossen gewesen ist."

„Wollen Sie mir eine Bitte gewähren, liebe Frau von Boos?" fragte Antoinette. „Bis sich Alles aufgeklärt hat, lassen Sie uns gegen Niemand davon sprechen. Sie können sich denken, daß mir viel daran

liegt. Von Dr. Ohm habe ich nichts zu befürchten, und wenn Sie in meinem Namen Ihren Herrn Gemahl darum bitten —"

„Verlassen Sie sich darauf!" sagte die Voos. „Mein Mann stellt Sie viel zu hoch, als daß Ihr Wunsch ihm nicht Befehl sein sollte, ich werde ihn gleich davon in Kenntniß setzen. — Sie sagen ja kein Wort dazu, Frau von Stein?"

Diese hatte sich wirklich während des ganzen Gesprächs schweigend verhalten, wenn sie auch ihr Nähzeug in den Schooß sinken ließ, und von einer Sprecherin theilnahmsvoll zur andern blickte.

„Was soll ich dazu sagen?" erwiederte sie jetzt. „Ich halte die Sache doch für richtig."

„Marianne!" rief die Schwester.

„Ja, Nettchen — mir ist es auch nicht recht, aber es wird schon nicht anders sein. Was Du mir erzählt hast, stimmt ja ganz dazu. Sie hat nicht gerade gesagt, daß sie Maxens Braut ist, aber doch genug, so daß man's gar nicht anders annehmen kann. Wird eine Frau so schamlos sein, sich als eine bloße Liebste bei uns anzumelden? Und sie hat doch gesagt — erinnere Dich nur, Nettchen! Sie hat ihn kurzweg Max genannt, und daß sie ein Recht hätte, ihm bis ans Grab zu folgen! Kinder, Ihr thut der Frau wohl

bitteres Unrecht und Max, wenn er ernstlich gefragt wird, kann gewiß nur Ihre Rede bestätigen — mag vorangegangen sein, was da wolle!“

Antoinette schwieg; durch ihre Seele rauschten die Worte, welche die Fremde so leidenschaftlich zu ihr gesprochen hatte, sie hörte wieder den eigenthümlich tiefen, aber wohllautenden Klang ihrer Stimme und sah die schöne Frau in ihrem verführerischen Liebreize vor sich stehen — neben ihr tauchte jedoch ein anderes Bild auf, verklärt vom Zauber süßer und reiner Jungfräulichkeit, und die Gedanken der Sinnenden waren so der Gegenwart entfremdet, daß sie kaum darauf achtete, was Frau von Boos anknüpfend an die letzten, unbedachten Worte der Stein, die ihr einen ganz neuen Gesichtspunkt eröffneten, über alle Möglichkeiten, das Geheimniß zu erklären, sagte. Erst als die Boos aufstand, um nach Hause zu gehen, wurde Antoinette wieder aufmerksam auf sich und nahm das wiederholte Versprechen eines unverbrüchlichen Schweigens dankbar auf.

„Für meinen Mann stehe ich!“ sagte Frau v. Boos beim Abschiede.

Sie fand aber ihren Gatten nicht zu Hause und erschrak, als sie hörte, daß er nach Engers geritten sei und vielleicht erst spät wiederkommen werde. Der kurfürstliche Kellner — so wurden die Domainenverwalter

genannt — hatte hergeschickt und was er geschrieben hatte, war der Anlaß gewesen, daß Boos noch am Abend nach Engers geritten war. Dienstliche Angelegenheiten! hatte er seiner Frau sagen lassen. Ganz schön, aber es war kaum anzunehmen, daß er in Engers nicht eine Minute im Hillesheim'schen Hause vorsprechen und noch weniger, daß er, wenn er einmal dort war, über die Neuigkeit, welche er so eben gehört, schweigen würde. Er hatte ja gar keinen Grund dazu. Dann aber — bei den vielen Bekannten der Gräfin Hillesheim und ihrem regen Verkehr mit ihnen, konnte morgen schon die Nachricht über Land geflogen sein, bis Coblenz und noch weiter, denn bei dem gewissen Aufsehen, welches die Erscheinung des jungen schönen Reiterofficiers, den der Kurfürst selbst eingeladen, in der Gesellschaft jenes Festes zu Sayn gemacht hatte, war die Kunde von seiner Verlobung und die Ankunft seiner Braut immer interessant genug, in einem gelegentlichen Billet ihr Plätzchen zu verdienen. Der Frau von Boos war es sehr unangenehm, daß die Verbreitung derselben durch ihren Mann geschehen und demnach ihre Bürgschaft für ihn werthlos geworden sein sollte. Noch gab sie sich einer gewissen Hoffnung hin, aber diese wurde bei seiner Heimkehr durch ihre erste Frage vernichtet.

„Warum sollte ich denn darüber schweigen?" ent-

gegnete Boos ganz harmlos. „Ist es ein Verbrechen, wenn sich zwei Menschen, die um keine fremde Erlaubniß zu fragen brauchen, als Braut und Bräutigam zusammenthun? Freilich habe ich es bei Hillesheims erzählt und mich damit sehr agreable gemacht, denn die alten Damen, vier oder fünf an der Zahl, eine immer formidabler als die andere anzusehen, langweilten sich vor meiner Ankunft zum Sterben, wie mir die Hillesheim lachend erzählte. Da ließ ich meine Rakete loszischen und nun hättest Du das Vergnügen sehen sollen; es ist ein angenehmes Gefühl, zum Wohle seiner Mitmenschen beizutragen. Bei Dir scheint das nicht der Fall; wodurch habe ich mir denn eigentlich Deine Ungnade zugezogen?"

„Ach, die Geschichte ist noch höchst unklar!" erwiederte sie. „Und Fräulein Kellberg hat mich so dringend gebeten, vorläufig noch nicht davon zu reden und auch Dich in ihrem Namen darum zu bitten. Ich habe mich für Dich verbürgt."

„Das war sehr leichtsinnig, Lorchen! Niemand kann für sich selbst stehen, geschweige denn für einen Andern, wie ich bin. — Liebes Kind", lenkte er ein, da er sah, daß sie dem Scherze nicht zugänglich war, „es thut mir aufrichtig leid, daß es so gekommen ist, aber was kann ich dafür? Sei gerecht gegen mich. Wenn ich eine Ahnung gehabt hätte, daß Du es wünschtest, so würde

ich geschwiegen haben, und wenn man mir Daumschrauben angelegt hätte. Es ist aber einmal geschehen und läßt sich nichts mehr thun. Denn wollte man auch versuchen, dem Katzenconcert bei Hillesheims nachträglich eine Sordine aufzusetzen, so weißt Du aus der Naturgeschichte, daß gerade dadurch der Spektakel nur noch ärger würde!"

„O lieber Boos, ich kann nicht witzeln hören, wo mir die Ausplauderei, da sie von uns kommt, so unangenehm ist, so sehr unangenehm! Du bist schuldlos, das sehe ich ein, und zu ändern ist es auch nicht mehr, aber es bleibt mir höchst unangenehm, denn es wirft ein eigenthümliches Licht auf mein Verhältniß zu Dir!"

„Aber, theuerste Leonore! Sollen wir mit übermenschlichen Kräften begabt sein, daß Du mir auf eine halbe Meile Entfernung Deine Gedanken im Moment, wo sie entstehen, sofort mittheilen kannst?"

„Nein! Wissen sie aber drüben, daß ich Dich nicht mehr getroffen habe, und müssen sie nicht denken, ich hätte gar keinen Einfluß auf Dich und meine Bürgschaft sei nur ein Prahlen vor der Welt?"

„Darüber kannst Du ganz ruhig sein!" sagte er feierlich. „Im ganzen Engersgau, ja im oberen und niederen Erzstift Trier weiß man, daß Du eine unbeschränkte Herrschaft über mich besitzest — nicht durch

Furcht und Tyrannei", setzte er herzlich hinzu, indem er sie umarmte, „sondern durch wahre Liebe. Wie könnte ich gegen Deine Wünsche handeln, wenn ich sie kenne? Fräulein Kellberg wird mir das nicht zutrauen."

Sie mußte sich damit zufrieden geben, da es doch nicht mehr zu ändern war. Morgen wollte sie es Antoinetten erklären. Daß Boos doch noch einen Versuch in Engers machen wollte, um der Verbreitung seiner Nachricht durch einen Widerruf derselben Einhalt zu thun, war ihr als ein Zeichen seiner Bereitwilligkeit lieb, sie rieth aber selbst davon ab, weil sie eher den entgegengesetzten Erfolg davon fürchtete. Vielleicht verlief sich das Gerede, wenn es keine Nahrung bekam, im Sande, oder irgend eine andere Nachricht von größerem Interesse lenkte die Gemüther davon ab.

Wirklich war das wenigstens bei der Gräfin Hillesheim der Fall, welche am andern Morgen einen Brief von ihrer Schwester bekam, der sie traurig machte. Sie las darin, daß alle ihre Abmahnungen vergebens gewesen waren. Auch der Vetter von Hontheim, mit welchem sie selbst eine Rücksprache in Coblenz gehabt, hatte seine Stimme vergebens noch einmal erhoben, um die Verwandte von einem Schritte abzumahnen, den sie einst schwer bereuen könnte; er hatte, nachdem die Hillesheim mit ihm gesprochen und ihm Alles, was sie

über die Beweggründe ihrer Schwester zu diesem Vorhaben mit ihrem Kinde wußte, mit vollem Vertrauen gesagt hatte, die Zaudt besucht und seine frühere Ansicht, die sie schon von ihm gehört hatte, wiederholt — Alles vergebens, wie der heutige Brief sagte. „Ich ehre die Autorität eines so frommen und ehrwürdigen Bischofs", schrieb Wilhelmine, „aber er kann ja doch mein Herz und meine Gefühle nicht würdigen, eben weil er so hoch erhaben über der Welt und ihrer Versuchung steht. Auch Du, Caroline, hast von Jugend auf einen andern Sinn gehabt, als ich, Du weiß nicht, was es heißt, mit Stürmen kämpfen, Du hast ein kaltes Blut und glückliches Temperament, Dir hat immer der Himmel gelacht und wenn Du zurückschaust, wirst Du Dich niemals betrüben. Ich danke Dir Deine Theilnahme für mich und mein Kind, aber sei überzeugt, uns Beiden wird wohl sein, wenn es so geschieht, wie ich meine. An Madlonens Glück darfst Du nicht zweifeln. Wäre es etwa gesicherter an der Seite eines Mannes? Du kannst darüber nicht urtheilen, Dir ist vor Tausenden unseres Geschlechts ein Vorzug widerfahren — wenn Du um Dich schauen willst, mußt Du mir Recht geben. Und wenn Madlone sich nicht vermählte, soll sie, wenn ich einst nicht mehr bin, in einem fremden Hause Zuflucht suchen? Glaube mir, daß sie mit Freuden einwilligen

wird, wenn ich ihr den sichern Gotteshafen zeige! Ist es nicht besser, sein Schifflein vor dem Sturm zu bergen, als nachher, wenn es schwer gelitten hat? Das aber bleibt nicht aus oder doch selten. Noch habe ich nicht mit ihr gesprochen, Du siehst, daß ich Hontheim's Warnung und Deine schwesterlichen Worte wohl beherzigt und Alles lange reiflich überlegt habe. Nun bin ich aber zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich nicht anders handeln kann, und morgen, wenn Du diese Zeilen liesest, wird vielleicht Madlone vor mir stehen, um aus meinem Munde zu vernehmen, wie ich als treue Mutter für ihre Zukunft gesorgt habe."

So geschah es auch. Die Gräfin Zandt hatte für diesen Sommer, abweichend von ihrer früheren Gewohnheit, ihren Wohnsitz zu Coblenz genommen, wo sie sonst nur im Winter zu leben pflegte; seit sie, ohne irgend ihren Verwandten davon Kenntniß zu geben, sich der ländlichen Wallfahrt mit ihrer Tochter angeschlossen und einen kurzen Besuch bei ihrer Schwester gemacht hatte, war sie nach Coblenz gekommen und hatte von hier nur einmal eine kleine Reise auf eins ihrer Güter angetreten, ohne jedoch, wie Madlone gehofft, dort zu bleiben. Ueber den Vorzug, den sie in diesem Jahre dem Stadtleben im Sommer gab, hatte sie sich nicht ausgesprochen, war auch in Coblenz weniger

mittheilsam gewesen, als sonst; ihre ganze Stimmung hatte sich verändert, sie selbst meinte, die Gnade sei bei ihr endlich zum Durchbruch gekommen. Madlone hatte keine Ahnung, daß ihr das Alles galt. Die Tante, als sie zuletzt in Coblenz gewesen, war ihr zwar mit einer Zärtlichkeit begegnet, als habe sie Jahre lang ihre Nichte nicht gesehen, aber sie war ja immer liebevoll gegen sie — und Frau von Hillesheim hütete sich sehr, daß die Wehmuth, welche sie bei Madlonens Anblick überfiel, von dieser nicht bemerkt wurde.

Da kam die Stunde, in welcher das junge Mädchen Alles erfahren sollte. Die Mutter trat an einem hellen Morgen, als draußen der Sonnenschein die Straßen verklärte und Madlone sich hinaussehnte in Gottes schöne Natur, in das Zimmer ihrer Tochter, welche betroffen zu ihr aufblickte, denn sie sah, daß die Mutter geweint hatte. Rasch erhob sie sich und eilte ihr entgegen. „Was ist geschehen?“ fragte sie besorgt.

Diese Frage rief die Thränen, welche kaum getrocknet waren, von Neuem hervor, die Mutter schloß Madlone in ihre Arme und hielt sie eine Weile stumm an ihr Herz gepreßt. Dann führte sie ihr Kind zu ihrem Sessel zurück, und setzte sich an ihre Seite. Madlone war von ihrem Benehmen tief ergriffen — was sollte sie hören? Ihre Pulse schlugen in banger Erwartung.

„Mein Kind, mein liebes Kind“, begann die Mutter endlich, „Du hast ein Recht zu fragen, was geschehen ist — ich will es Dir sagen. Der Gedanke, was aus Dir werden soll, wenn ich einst nicht mehr bin, hat mich schon Wochen lang beschäftigt — seit jenem unglücklichen Ereigniß, welches Dir denjenigen raubte, der Dir ein fester Halt im Leben geworden wäre!“

Madlone war erst vor dem Gedanken erschrocken, der ihr so fern lag, da ihre Mutter noch so kräftig war. Jetzt gab ihr die letzte Wendung der Rede wieder Trost; das war der Gegenstand des Gesprächs schon öfter gewesen und sie hatte von ihrer Meinung, seit das Mitleid mit dem frühen Tode des Bekannten ruhiger geworden war, kein Hehl gemacht — mehr als ein fernstehender Bekannter war ihr Herr von Knöring nie gewesen.

„Mama, wie können Sie nur so reden!“ entgegnete sie mit liebevollem Vorwurf. „Sie sind noch jung und gesund!“

„Der Tod sagt seine Stunde nicht an — er kann kommen, wie ein Dieb in der Nacht. Es wäre gewissenlos von mir, wenn ich nicht an Dein Schicksal gedacht hätte! Wie könnt' ich ruhig sterben, wenn ich Dich nicht sicher geborgen wüßte.“

Madlone konnte nur an ein neues, ihr unbekannt

gebliebenes Heirathsproject ihrer Mutter denken und blickte daher etwas unmuthig auf, ohne jedoch diesem Gefühl Worte zu geben, sie erwartete vielmehr, was nun kommen werde. — „Ich habe mich Tag und Nacht mit diesem Gedanken getragen, der mir keine Ruhe ließ“, fuhr die Mutter fort, „nun bin ich aber still in meiner Seele, denn ich habe das Rechte gefunden.“

Sie hielt inne und sah ihre Tochter mit zärtlichen Augen an. Diese konnte jetzt nicht länger schweigen, ihr Gefühl war in der Voraussetzung, die sie für die einzig mögliche hielt, zu sehr verletzt.

„Aber, Mama, wie können Sie sich darüber beunruhigen!“ entgegnete sie. „Wenn Sie mich so lieb haben, wie ich es weiß, so muß es Ihnen doch leid thun, mich aus Ihrer Nähe zu verlieren.“

„Dein Glück, Dein Heil wird mich trösten!“

„Mein Glück!“ wiederholte Madlone, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, der sie elektrisch durchzuckte. Aber das war ja ganz unmöglich und sie setzte daher gleich, der Idee, die sie bei ihrer Mutter annahm, um so widerstrebender hinzu: „Ich weiß von keinem Glück, das Sie mir bieten könnten, Mama! Gott hat es so gefügt, daß ich der Prüfung überhoben worden bin, Ihrem Wunsche nicht zu entsprechen, aber ich würde es für ein Unrecht gehalten haben, einem edlen Mann, den

ich achte, mit Falschheit zu begegnen. Anders könnte es auch jetzt nicht sein, ich betheuere es Ihnen, Mama, darum lassen Sie uns lieber nicht mehr davon sprechen. Sie werden mir noch lange, lange Jahre erhalten bleiben!"

Die Gräfin hatte ihre Tochter, von welcher sie auf eine solche Weise mißverstanden wurde, bestürzt angehört. „Kannst Du glauben, Madlone", rief sie jetzt, „daß ich nach einem solchen Verlust, der mehr in sich faßt, als Dein Sinn zu ahnen vermag, schon wieder nach einem anderen irdischen Glück für Dich suchen würde? Wie nichtig, wie eitel das ist, habe ich nun erst erkennen gelernt! O mein geliebtes Kind, wenn ich einen Bräutigam für Dich suchte, so war es der himmlische Bräutigam und das Glück, das ich für Dich erflehte, das einzig unwandelbare, das diese arme Welt nicht trüben und nicht rauben kann, war, Ihm zu dienen in seinem Heiligthume!"

Madlone war erbleicht — „Mutter!" war das einzige Wort, das sie erwiedern konnte, aber in dem Ausdrucke, mit welchem sie es aussprach, lag Alles, was sie bei der nie geahnten Eröffnung ihrer Mutter fühlte.

Diese konnte sich darüber nicht täuschen, und wenn sie es auch nicht anders erwartet hatte, machte es ihr doch, nun der längst gefürchtete Moment gekommen war,

das Herz schwer. Sie hatte sich aber darauf vorbereitet; es war natürlich, daß Madlone Anfangs von dem Gedanken erschreckt wurde, der ihr wohl noch niemals nahe getreten, besonders da ihr Herz durch Knöring's Tod nicht tiefer getroffen worden war. Aber die Mutter hoffte, sie werde sich, wenn sie das Bild entrollte, das sie selbst sich entworfen hatte, nach und nach damit befreunden. Denn es war kein Klosterleben in strenger Kasteiung, das sie für ihr Kind sich gedacht, vielmehr sollte sie, ihrer vornehmen Geburt entsprechend, gleich beim Eintritt eine ganz andere Stellung haben, wie die anderen Nonnen von niederem Herkommen, der Weg zu höheren Staffeln sollte ihr gebahnt sein, sie konnte bald Priorin und Aebtissin werden; es gab deren reichsunmittelbare, die an Rang Fürstinnen gleich standen! Nur das Opfer, das Opfer sollte gebracht, der eifrige und starke Gott, der die Schuld heimsucht, dadurch versöhnt sein! So hatte die Gräfin sich das gedacht, in äußeren Formen, in fremdem Genügen. Der Weihbischof von Hontheim hatte schon Recht, als er sie fragte, ob sich in ihrem Herzen noch niemals der Gedanke für den eigenen Frieden geregt, den sie in Ihrem Kinde wecken wollte. Die Erinnerung an ihr wiederholtes Gespräch mit ihm beunruhigte sie wohl in diesem Momente, aber sie übertäubte dieselbe, indem sie mit beredten Worten

Madlonen Alles vorstellte, was sie sich längst im Geiste dazu vorbereitet hatte.

Ganz erschöpft und nun auch selbst überzeugt von der Macht ihrer Gründe, hielt sie endlich inne und betrachtete ihre Tochter, welche sie mit niedergeschlagenen Augen angehört hatte. Sie erwartete eine Antwort, wär's auch eine Gegenrede, aber Madlone schwieg.

„Mein geliebtes Kind —" begann sie wieder — „erwägst Du in Deinem Herzen, was ich Dir gesagt habe?"

Madlonens Lippen bebten, als wolle sie antworten, aber sie blieb stumm.

„Hast Du kein Wort, das wenigstens anerkennt, wie sehr ich Dich liebe?" rief die Mutter.

„Das weiß ich!" flüsterte Madlone leise.

Sie war also überzeugt, Sie neigte sich in Demuth vor der Gnadenweihe, die ihr winkte — nur fand sie die Kraft noch nicht, sich ganz von dem Leben in heiterer Jugendlust, das bisher ihrem Lenz so viel Reiz geliehen, mit einem einzigen Worte loszusagen, und es wäre grausam gewesen, das von ihr in diesem Momente zu verlangen.

„Ich will Dich nicht drängen!" sagte die Gräfin ganz glücklich. „Erwäge Alles, was ich Dir gesagt habe, in stillen Stunden bei Dir selbst, übereile Dich

nicht, ehe Du mir Deine Entscheidung bringst, ich will Wochen, Monate lang darauf warten — ja ich würde Dein Ja! nicht annehmen, wenn Du es mir jetzt geben wolltest!"

Da erhob Madlone ihre gemüthvollen braunen Augen mit einem so strahlenden Blick, daß die Mutter sie nie schöner gesehen zu haben glaubte. „Nein!" sagte sie tief bewegt, aber mit dem Ausdruck der Zuversicht in ihren feinen Zügen, „ich darf Sie nicht eine Stunde auf meine Antwort warten lassen, die in Jahren keine andere sein kann, als ich sie Ihnen jetzt geben muß —"

„Magdalena! Ich bitte Dich!" unterbrach sie die Mutter, welche sich aus ihrem Wahne gerissen sah. „Sage mir jetzt nichts, laß uns heut nicht weiter davon sprechen. Was Du auch sagen willst, im guten oder im bösen Entschluß, es wäre Uebereilung!"

„O nein, Mama! Was heut — in mir spricht..." sie legte die Hand auf das Herz — „das wird erst verstummen, wenn es hier nicht mehr schlägt! — Ich kann dem Wege nicht folgen, den Du mir gezeigt hast."

Ihr Ton klang feierlich, ihr Auge leuchtete höher auf und blickte voll und ruhig auf die Mutter. Verzweifelt bot diese noch einmal Alles auf, um sie zu bewegen, wenigstens die unbedingte Entscheidung, die in

ihren Worten lag, zurückzunehmen und zu verschieben. Madlone blieb fest.

„Ich kann, ich darf nicht anders!“ sagte sie. „Ein Unrecht wäre es, wenn ich ein irdisches Band mit widerstrebendem Herzen schlösse — eine schwere Sünde, dem Herrn und Heiland ein falsches Opfer zu bringen!“

„Dein Herz ist rein und schuldlos! Kannst Du es ein falsches Opfer nennen?“ rief die Mutter.

Madlone antwortete nicht. Die Gräfin war außer sich. — „Verlaß mich!“ sagte sie heftig. „Ich nehme Dein Nein! eben so wenig an, als ich Dein Ja! angenommen haben würde. Du wirst auf bessere Gedanken kommen!“

Weinend bat sie Madlone, ihr nicht zu zürnen; sie wollte ihre Hand küssen, aber die Mutter entzog sie ihr und sie entfernte sich traurig. In ihrem Zimmer angekommen, sank sie auf die Kniee und betete um Erleuchtung.

Gleich nachher trat die Kammerfrau bei der Gräfin ein, welche ganz in sich gekehrt saß und gar nicht auf ihre Dienerin zu achten schien. Marietta's Augen ruhten eine Weile auf ihr; die Schwester ihrer Herrin hatte diese Augen mit Recht Schlangenaugen genannt, sie machten in ihrem gewöhnlichen Wesen keinen anderen Eindruck.

„Nun, gnädigste Gräfin?“ sagte sie endlich, als sie sich gar nicht bemerkt sah.

Die Gräfin blickte auf, wie aus einem Traume. „Was willst Du, Marietta?“

„Habe ich Recht gehabt?“ fragte diese ruhig.

„Nein!“ rief die Gräfin. „Sie war zwar im höchsten Grade überrascht, als sie meine Meinung, die sie Anfangs ganz falsch verstanden hatte, endlich begriff, und wollte behaupten, daß es ihr unmöglich sei, mir zu gehorchen — aber das kann ja nur die erste Betroffenheit über den ihr ganz neuen Gedanken sein! Warum sollte sie davor zurückschrecken, wo so viele Damen aus den vornehmsten Häusern, jung und schön, wie sie und ebenso gefeiert, diesen Pfad betreten!“

„Auch reiche Erbinnen, welche keine Geschwister haben?“ entgegnete die Italienerin.

„Auch!“ versicherte die Gräfin, ungeduldig über den Einwurf. „Willst Du behaupten, daß nur eine gute Versorgung im Schleier gesucht wird? Deine Landsmänninnen mögen so denken, denn gerade in Italien, wo das Oberhaupt der Kirche seinen Sitz hat, ist der meiste weltliche Sinn zu finden, bei uns aber, im Rheinlande vornehmlich, wahre Frömmigkeit!“

„Ich weiß es“, antwortete Marietta mit dem ironischen Tone, welcher ihre Herrin stets erbitterte,

ohne daß sie jedoch die Zofe in ihre Schranken zurückwies; sie konnte es nicht mehr.

„Also glaube ich fest, daß Du mit Deiner Prophezeiung Unrecht haben wirst!“ fuhr die Gräfin fort. „Du bist immer ein Unglücksrabe, Marietta!“

„Eine Taube mit dem Oelzweig freilich nicht!“ entgegnete diese, heiß aufathmend. „Die mir die Klauen und den Schnabel geschärft und mein Taubenblut mit Gift versetzt haben, mögen es verantworten.“

„Ich nicht, Marietta!“ sagte die Gräfin, die Hand auf die Brust legend.

„Sie nicht, daß weiß ich! Darum bin ich Ihnen auch treu —“ sprach die Italienerin — „obgleich ich manchmal denke, mir wäre besser gewesen, Sie hätten mich in meinen Lumpen auf der Kirchentreppe von San Giovanni e Paolo gelassen!“

„Sprechen wir nicht von diesen alten Geschichten, sie sind vorüber — und Du hast ja Deine Rache gehabt!...“ Hier schauderte die Gräfin unwillkürlich und sprach dann, sich losreißend von Erinnerungen, die sie in letzter Zeit nur zu oft heimgesucht hatten: „Meine Tochter wird ihr wahres Glück erkennen, ich bin fest davon überzeugt! Sie wird, sie muß!“

„Und wenn sie bei ihrem Nein bleibt“, versetzte Marietta, „sind Sie entschlossen, sie zu zwingen?“

„Darüber zu reden, ist unnütz!“ rief die Gräfin. „Du sollst sehen, daß sie mir morgen schon Recht giebt!“

„Und wenn sie dennoch morgen, ja zu Weihnacht noch, bei ihrem Nein bleibt? Was werden Sie thun?“

„Aber Marietta, was könnte diese Unvernunft für einen Grund haben!“ entgegnete die Gräfin unruhig.

Marietta blickte ihre Herrin prüfend an, aber ihre Augen hatten nicht den kalten Blick, der ihnen seit Jahren schon eigenthümlich geworden war und nur die innere Glut verbarg, welche sich zuweilen doch Bahn brach, wie jetzt.

„Du hast unheilige Gedanken!“ rief die Gräfin.

„Menschliche Gedanken!“ entgegnete die Italienerin.

„Nein, nein! Du beurtheilst sie ganz falsch! Ich werde Deiner Behauptung niemals Glauben schenken, bis Du mir einen Namen nennen kannst!“

„Das kann ich, Frau Gräfin!“ erwiederte Marietta.

Die Gräfin faltete erschrocken die Hände. „Sprich!“ rief sie fast athemlos.

„O nein!“ versetzte Marietta. „Euer Gnaden werden mir gestatten, zu schweigen. Was ich weiß, darf ich nicht immer sagen!“

„Du bist eine Lügnerin!“ zürnte die Gräfin.

„Ja!“ erwiederte Marietta mit scharfem Ausdrucke.

„Sie wissen das am besten, aber Sie wissen auch, daß ich nur eine einzige Lüge in meinem Leben gesprochen habe! Nicht heut!"

„Du behauptest also", rief die Herrin, „daß es eine geheime Neigung ist, welche das Herz meiner Tochter ihrem wahren Glücke abwendig gemacht hat und willst sogar wissen, wem diese Neigung geweiht ist?"

Die Italienerin bestätigte durch ein leichtes Kopfnicken ihre Behauptung.

„Nun denn, so werde ich mir auf eine andere Weise Gewißheit verschaffen!" sagte die Gräfin gereizt. „Du willst nicht sprechen — gut! Aber Madlone soll mir beichten — so tief ist sie doch noch nicht gesunken, daß sie ihrer Mutter die Wahrheit verhehlen sollte, wenn sie darum gefragt wird!"

„Sie haben mir Ihr Wort gegeben, nicht mit der Comtesse darüber zu sprechen!" erinnerte Marietta mit ihrem kältesten Blicke.

Die Gräfin biß sich in die Lippe — daran hatte sie in diesem Augenblicke nicht gedacht. — „Wenn aber Madlone anfängt, davon zu reden?" entgegnete sie. „Ich werde doch nicht ihr Vertrauen zurückstoßen, wenn sie mir ein Geständniß ablegen will?"

„O ich zweifle nicht, daß Euer Gnaden Mittel und Wege finden werden, auch ohne Ihr Wort zu brechen,

dennoch zu Ihrem Ziele zu gelangen!" erwiederte Marietta. — „Wohlan! Wenn also Comtesse Madlone Ihnen ihr volles Vertrauen schenkt und Sie erkennen, daß ich auch darin Recht gehabt habe, was werden Sie dann thun?"

„Kann ich das jetzt sagen?" rief die Gräfin im höchsten Unmuthe. „Ich ahne ja noch nichts von Allem."

„Aber wenn Sie nun Alles wissen", fuhr die unerbittliche Fragerin fort, „werden Sie auch dann noch darauf bestehen, daß die Comtesse den Schleier nimmt? — Setzen Sie sich doch selbst in die Lage der Armen, denken Sie zurück an schönere Tage!"

„Du bist eine Schlange, Marietta!"

„Sie haben mich an Ihrem Busen genährt, aber vor meinem Stich sind Sie sicher. Marietta mag schlecht sein, undankbar ist sie nicht. Ich will nur Ihr Bestes und es thut mir weh, daß Sie sich selbst peinigen und quälen, ohne Grund!"

„Ach, Marietta, wie kannst Du das sagen!" erwiederte die Gräfin seufzend.

„Mit Recht kann ich das sagen! Sie hatten das Unglück überwunden und waren wieder ganz ruhig geworden, genossen Ihr Leben heiter und sorgenfrei und machten sich keine unnützen Gedanken über Dinge, die nicht mehr zu ändern. Warum nun auf einmal der

Umschlag, das Grübeln und Kasteien, die Wallfahrt und Alles das?"

„Auf einmal?" entgegnete die Gräfin. „Du weißt, daß es nicht auf einmal gekommen ist, sondern nach und nach — aber unabwendbar, wie der Tod! Heiter und sorgenfrei bin ich wohl noch zuweilen gewesen, wenn ich zerstreut wurde unter Menschen oder in kurzvergangener Zeit, als ich einen schönen Weg zur Versöhnung gefunden zu haben glaubte."

„Dennoch ist es auf einmal gekommen!" behauptete Marietta. „In einer Minute hat es seinen Anfang gehabt, ich weiß es, Sie haben mir nur immer ein Geheimniß daraus gemacht — habe ich Ihnen nicht oft gesagt: wenn der Doctor helfen soll, muß er wissen, wo das Leiden sitzt? Sie fragten mich wohl um Rath, aber was ich Ihnen rieth, haben Sie nicht befolgt — vielleicht habe ich falsch gerathen, weil ich nicht wußte, was Ihnen geschehen war."

Die Gräfin stand schweigend auf, ging nach ihrem Schreibtisch, öffnete ein dreifach verschlossenes Fach und bemerkte das besondere Lächeln nicht, mit welchem Marietta ihrem Beginnen zusah. Dies Fach war ihr weder verborgen, noch unzugänglich, aber freilich, was es enthielt, waren todte Schätze für sie, denn sie konnte sie nicht würdigen.

Als die Gräfin sich wieder nach ihr umwandte, hatte sie ein geschriebenes Billet in ihrer Hand. Stumm reichte sie es der Dienerin dar, welche es zögernd nahm und beschaute.

„Was soll ich damit, gnädige Gräfin?“ fragte sie.

„Lies!“ war die halblaute Antwort.

Ein bitteres Lächeln umspielte Marietta's Lippen. „Die Bettlerin von San Giovanni e Paolo hat nicht lesen gelernt“, sagte sie, „und ist darüber alt geworden. Sie haben mich oft über meine Unwissenheit gescholten —“

Die Gräfin war betreten, sie hatte das wirklich in diesem Momente, wie vorher ihr Versprechen vergessen. Wurde sie geistesschwach? — „Ich dachte nicht daran“, sprach sie. „Doch — will ich Dir sagen ... von wem dies Billet ist! Siehst Du die Schriftzüge von zitternder Hand? Es ist das letzte Wort eines Sterbenden!“

Marietta verstand sie schnell und ihre Augen blickten warm und ausdrucksvoll auf ihre Herrin.

„Verlange nicht, daß ich Dir den Inhalt vorlesen soll!“ fuhr diese fort. „Ich habe ihn selbst lange Jahre, nachdem ich ihn, der Verzweiflung nahe, zum ersten Male durchflogen, in meinem Fache verschlossen gehalten und mich vor ihm gefürchtet, wie vor einem vergifteten Blatte, von denen Du mir aus Italien erzählt hast. —“

„Sie sehen, daß ich darum wußte“, warf Marietta dazwischen.

„Aus meinen Gedanken bringen konnte ich es darum nicht“, sprach die Gräfin weiter, ohne auf die Rede zu achten. „Und wenn ich es verbrannt hätte, die Schrift wäre mir mit glühenden Buchstaben in der Seele geblieben. Doch gelang es mir, wenigstens Augenblicke des Vergessens zu gewinnen, bis mir auch dazu die Kraft fehlte und ich einsah, daß nur Eins helfen konnte: mich aufrichtig bekehren!“ Ihre Mienen waren dabei starr geworden und ihre Auge nahm den Blick an, welcher auf Marietta stets einen unheimlichen Eindruck machte. Es war, als komme dann ein fremder Geist über die Frau, der trotz der frommen Worte, welche von ihren Lippen fielen, kein Geist des Friedens war.

„Hat dies Blatt Ihnen Buße und Bekehrung gepredigt?“ fragte die Italienerin mit schlecht verhehltem Uebelwollen.

Die Gräfin antwortete nicht, sie verschloß den Brief wieder und winkte Marietta, näher zu treten. „Du weißt nun, was mich aus meinem leichtsinnigen Vergessen des Schwersten, was wohl ein Weib erdulden kann, aufgeschreckt hat. Ich glaubte dann schon im Hafen zu sein, als ein neuer Todesfall mich wieder hinausschleuderte in den Kampf der Wogen! Der Sohn

mußte dem Vater in der Blüte seiner Jahre folgen! Ohne mein Vorhaben wäre es vielleicht nicht geschehen!"

„Alle Heiligen mögen uns behüten!" rief Marietta. „Was wird aus Ihrer klaren Vernunft?"

„Du weißt, daß mir dann der neue Weg des Heils erschien, als ob die Binde von meinen Augen genommen würde. Ich habe Dir kein Geheimniß daraus gemacht. Daß ich Dir nicht von dem Briefe gesagt habe, der mir mit einem letzten Lebewohl überbracht wurde — ich konnte nicht anders, Marietta, mir war, als thäte ich eine Sünde, gegen irgend eine Seele davon zu sprechen, und rang ja selbst, ihn zu vergessen. Sonst aber weißt Du Alles, was mich betroffen hat, seit dem Momente, als ich Dich zu mir genommen habe. Und so hast Du auch gleich erfahren, was mir wie eine Eingebung von Oben gekommen ist, und daß ich darüber mit meinem Vetter, dem Bischof, gesprochen habe."

„Der Ihnen abgerathen hat!" sagte Marietta. „Wie ich!"

„Er ist ein frommer und hochgestellter Mann, ich achte ihn — aber er ist doch nur ein Mensch, und ich kann ihm nicht folgen, denn ich weiß, daß ich gleichsam einer Offenbarung gewürdigt worden bin."

„Versündigen Sie sich nicht!" rief die Dienerin.

„Ich weiß, was ich thue, und wenn Du mir treu

bist, sollst Du mir nicht abreden! Ich werde Madlone Zeit lassen, und wenn sie dann zur Besinnung gekommen ist, werde ich sie segnen — beharrt sie aber in Weltlichkeit befangen auf ihrem heutigen voreiligen Entschlusse, dann wird mir der Geist eingeben, was ich zu thun habe! Was soll dies boshafte Lächeln bedeuten, Marietta? Du bist eine Zweiflerin, eine unbußfertige Seele!"

„Darf ich einmal frei sprechen, gnädige Gräfin?"

„Legst Du Dir je Zwang an?" versetzte diese. „Ich habe Dich nur zu sehr verwöhnt! Sprich!"

„Und wollen Sie mir nicht zürnen?"

„Du weißt, daß ich mehr als nachsichtig gegen Dich bin! Was hast Du?"

„Werfen Sie all diese frommthuenden Gedanken von sich, sie sind Ihnen angeflogen wie eine Krankheit, und bringen Ihnen doch keinen Segen! Reißen Sie sich los hier, genießen Sie das schöne Leben, Sie sind ja noch keine Greisin —"

„Du Schlange!" rief die Gräfin wiederum, diesmal aber in strengem Tone.

Da wurde Marietta auch ernsthaft und richtete ihre Augen fest auf sie. „Wenn es Ihnen jedoch wahrhaft um Versöhnung zu thun ist", sprach sie, „dann lassen Sie nicht Ihr unschuldiges Kind für sich eintreten, son-

dern Sie, Sie selbst, Frau Gräfin, müssen den Schleier nehmen: so will es die Gerechtigkeit!"

„Marietta!" — erwiederte die Gräfin mit unsicherer Stimme. „Glaubst Du nicht, daß ich daran gedacht habe? Ist aber dem Herrn nicht ein makelloses Opfer das wohlgefälligste? Und — wenn ich damit meinem Kinde die Stätte bereite, wo sie unwandelbar glücklich, nein selig sein wird schon auf Erden? — Frevle nicht!" bat sie, die Hände aufhebend, als sie den oft gehörten abweisenden Laut der Italienerin vernahm, der ihr auf ihre Worte wie eine Lästerung erschien. „Du bist gottlos!"

„Ich bin ehrlich, Madonna!" sagte die Dienerin. — „Comtesse Madlone wird niemals eine Nonne werden! Ich bürge dafür!"

Die Gräfin wandte sich von ihr ab und winkte ihr heftig, sich zu entfernen.

Sechstes Kapitel.

Die Braut des Roland.

Die Sonnenstrahlen verklärten die grauen Felsenmassen des Ehrenbreitsteins und schimmerten auf den Thürmen von Sanct Florian und Sanct Castor im gegenüberliegenden Coblenz; auf der fliegenden Brücke, welche beide Rheinufer hier verband, ließen sich nur wenige Menschen blicken, denn es war noch ziemlich früh. Auch die steinerne Moselbrücke, an welcher die erzbischöfliche Burg lag, war noch einsam. Der Ehrenbreitstein, von Alters her der Schlüssel zur Mosel und zum Rhein, an deren Zusammenfluß Coblenz erbaut ist und darum so heißt (Confluentia), trug schon frühzeitig auf seiner Felsenstirn starke Mauern und Thürme, welche im Laufe der Zeit, den neuen Ansprüchen der Kriegsführung gemäß, verbessert worden waren; seitdem hat die Befestigungskunst hier und drüben um Coblenz

ihr Meisterstück vollbracht und wie zum Trutz gegen jedes feindliche Gelüst gar eine Freitreppe steil vom Rhein hinauf bis an die Wälle in den Felsen gehauen — versucht es nur, sie zu ersteigen! Wen irgend der Vorwitz einmal dazu getrieben, der hat es mit seinem Leben gebüßt, von unvermeidlichem Schwindel in die Tiefe gestürzt. Zu jener Zeit bestand diese Treppe — die man eine Coquetterie der Fortification genannt hat — noch nicht. Am Fuß des Felsens, im Thal Ehrenbreitstein, lag ein kurfürstlicher Palast, ebenfalls mit Festungswerken umgeben und von einer stattlichen Wache besetzt. Doch residirte der Kurfürst zu dieser Jahreszeit weder hier, noch drüben im alten Schloß an der Mosel; regelmäßig am ersten Mai bezog er das sogenannte Gartenhaus und gab nur Sonntags und Donnerstags im großen Saale des „Dicasterialbaues“ seine Diners, zu welchen auch Damen eingeladen wurden.

Der Morgen war so schön und klar, auch die Schildwache an der Brücke hatte ihre Freude daran. Kein Landeskind war der Bursch, der hier in der weißen kurtrierschen Uniform, den langen Hut vorschriftsmäßig quer aufgesetzt, mit Klebelocken und Zopf auf- und abspazierte, sondern weit her aus dem „Reich“, wo sich die ergiebigste Quelle für die Werber fand, die jetzt nur für den König von Preußen, den vom Kaiser und Reich

in die Acht erklärten, verschlossen war. Das „Reich" wurde vorzugsweise der schwäbische und fränkische Kreis genannt, weil hier die meisten reichsunmittelbaren Gebiete lagen. Der auffallend hoch und stark gewachsene Soldat an der Rheinbrücke bei Ehrenbreitstein war aus Schorndorf in Schwaben, das schon in der Zeit der „frommen" Landsknechte die meisten Söldlinge geliefert hatte.

Als er so stand und wohlgefällig über den Strom nach Coblenz hinüberschaute, kam eine Frau, welche auch einen Moment von dem klaren Morgenanblick der Stadt gefesselt wurde und dabei zugleich dem stattlichen Burschen einen Blick schenkte. Der gutmüthige Schwabe lachte sie an und grüßte sie: es war ein bildsauberes Weibsbild. Sie dankte ihm und äußerte ein wohlgefälliges Wort über seine hübsche Uniform.

„O ja! Es läßt gut!" erwiederte er, auf seine neuen rothen Rabatten niederschauend. „Das andere Regiment hat blaue Aufschläge, das ist lange nicht so hübsch. Vielleicht komme ich noch zur Leibgarde, die ist aber jetzt complet, es sind ja nur 60 Mann, aber die haben's am besten."

„Gefällt's Euch denn hier?" fragte die Frau. „Ihr seid ein Ausländer, wie ich höre? Warum habt Ihr Euch nicht lieber in einer großen Armee anwerben lassen?"

Der Schwabe lachte. „Fuchtel giebt's hier, wie dort!" sagte er. „Schmale Bissen auch — wenn man sich nicht einen Nebenverdienst macht. In einer großen Armee, bei den Preußen zum Exempel, kann man noch obenein zum Krüppel geschossen werden. Wenn ich das gewollt hätt', wär' ich bei unserm Herzog Karl auch angekommen, ich dacht' aber, einem geistlichen Herrn dient sich's am besten und unser Kurfürst hat das Militair sehr lieb. Er hat mir schon einmal, da ich auf Posten hier stand, eine ganze Hand voll Petermännchen schenken lassen."

Die Frau kannte den Namen dieser kleinen trierschen Münze nicht und sah ihn verwundert an, vielleicht mochte das auch der unkriegerischen Gesinnung gelten, die sie bei dem starken, schönen Menschen in Erstaunen setzte. Die Aehnlichkeit in der Gestalt, welche er mit einem Andern hatte, der alle ihre Gedanken füllte, war es nur gewesen, welche sie veranlaßt hatte, ein Wort an ihn zu richten. Sie ging denn auch flüchtig grüßend ihres Weges, der sie über die Brücke nach Coblenz führte. Dort wollte sie Erkundigungen mehrfacher Art einziehen, nach einem Schiff, das sie mit nach Cöln und weiter nehmen könne, vorzüglich aber, ob es möglich sei, beim Kurfürsten von Trier eine Audienz zu erlangen, da sie, unbekannt mit allen Verhältnissen, sich

einbildete, ein geistlicher Fürst könne Frauen nicht zu einer solchen empfangen. In Ehrenbreitstein hatte man ihr zwar gesagt, daß Seine Durchlaucht des Morgens Jedem, ohne Ansehen der Person, Audienz ertheile, aber sie wollte sich darüber zuvor Gewißheit an zuverlässiger Stelle verschaffen, um nicht eine beschämende Abweisung zu erfahren. Darum begab sie sich auch so früh und zu Fuß nach Coblenz; unter ihrem Namen, als Dame vom Stande, und in schicklicher Weise in einer Sänfte oder zu Wagen wollte sie erst erscheinen, wenn sie ihrer Sache sicher war. Sie freute sich, daß sie diese Vorsicht gebraucht hatte, denn allerdings wurden Audienzen an Frauen nur unter gewissen Beschränkungen ertheilt.

Kurfürst Johann Philipp war bekannt wegen seiner außerordentlichen Leutseligkeit und Herablassung. Während spanische Etikette längst vom Escurial über die Hofburg zu Wien ihren Weg bis zu den kleinern deutschen Höfen gefunden hatte und nur von dem vorigen Soldatenkönige in Berlin abgestreift worden war, empfing der Kurfürst von Trier Alle, welche ihm ein Gesuch vorzutragen hatten, des Morgens bei sich, nahm bei ihrem Eintritt das goldgestickte Mützchen, das er gewöhnlich im Hause trug, ab und behielt es oft so lange in der Hand, daß es Manchen in Verlegenheit setzte. Man erzählte sich sogar, daß eine naive Bürgers-

frau aus Trier ihn einst höflich gebeten habe, sich doch zu bedecken; das mochte aber wohl ein Geschichtchen des Grafen Wittgenstein sein. Auch beim Weggehen derer, die er angehört hätte, entblößte er sein Haupt wieder und begleitete sie bis unter die Thür des Dienstzimmers — kein Wunder, wenn diese Urbanität sich bis auf das geringste Hofgesind erstreckte, welches sonst nur zu gern ein überaus hochfahrendes Wesen selbst gegen vornehme Personen, welche den glatten Boden im Schlosse betreten, annehmen. Wir haben erlebt, daß fremde Prinzen sogar in befreundeter Burg einige Mißachtung, wenn auch nicht gerade vom niederen Hofgesind, erfahren haben.

Frau von Dalheim war dem Kurfürsten angemeldet worden. Er empfing sie in gewohnter Weise und wurde durch ihre Schönheit, welche auf Niemand ihres vortheilhaften Eindrucks entbehrte, überrascht. Wenn auch die arge Welt, die sonst keine Würde schont, den Kirchenfürsten keiner Schwäche gegen das schöne Geschlecht zeihen konnte, war er doch stets zuvorkommend gegen dasselbe und weiblicher Anmuth natürlich geneigter, als deren Widerspiel, das sich in vielen absonderlichen Exempeln an seinem Hofe zeigte. Er selbst war einst, wie wir schon früher bemerkten, der schönste Mann seiner Zeit gewesen und konnte noch immer Frauenaugen gefallen. Auch die

fremde Dame, welche heut vor ihm erschien, war von sein Erscheinung imponirt, da sie sich ein ganz anderes Bild von ihm gemacht hatte. Seine huldreiche Anrede that ihr wohl, und sie trug denn ihr Anliegen in möglichster Kürze, wie man ihr zur Pflicht gemacht hatte, vor. Auch hier nannte sie sich gleich die Braut des Freiherrn von Kellberg, welcher vor Kurzem hier bei einer Verwandten den Schutz und Schirm des Kurfürsten gesucht habe — sie wußte nicht, daß dieser ihn kennen gelernt, vielleicht hätte sie das in ihrer Weise zu benutzen verstanden. Johann Philipp war durch diese Eröffnung überrascht und nahm die schöne Frau deshalb antheilsvoller in Augenschein, aber er unterbrach sie nicht, sondern ließ sie ihre Vorstellung vollenden, deren Inhalt ihm einigen Aufschluß über gewisse Schritte zu geben schien, welche von auswärtiger Seite vor einiger Zeit bei ihm versucht worden waren. Frau von Dalheim sprach sich zwar nicht vollkommen aus, aber sie deutete doch an, daß sie die unschuldige Ursache einer Verfolgung sei, welche ihren Verlobten gezwungen habe, seine bisherige Stellung zu verlassen und sich eine andere, die ihm zugleich Aussicht auf eine rühmliche Kriegslaufbahn gewähre, zu suchen. Der Kurfürst hatte durch den Grafen Wittgenstein, der mit den Verhältnissen vieler Höfe vertraut war, genug erfahren, um sich jetzt

eine der Wahrheit ziemlich nahe kommende Idee über den Zusammenhang der Dinge zu machen, und hörte die Bitte der Dame, zu welcher diese sogleich gelangte, gnädig an. Sie bat um seinen Schutz für ihren Verlobten, wenn dieser noch einmal in seinem Lande einen längeren Aufenthalt nehmen sollte. Er sagte ihr denselben zu, dafern keine schwere Anklage gegen Herrn von Kellberg — die er jedoch nicht für wahrscheinlich halte — eine Ablehnung gerechter Reclamation unmöglich mache. Sie verneigte sich bis an die Erde mit einem dankenden Blick ihrer Feueraugen und wollte, als sie darauf eben so huldreich entlassen wurde, die Hand des Kurfürsten küssen, was er jedoch nicht liebte und kaum an seinem Namens- oder am Neujahrstage duldete, während der Handkuß an andern Höfen unerläßlich war und manchmal sogar knieend geleistet werden mußte.

Leichten Herzens, mit fröhlichem Angesicht eilte Frau von Dalheim hinab. Sie hatte ihren Zweck erreicht. Für alle Fälle, da Max doch möglicherweise hierher zurückkehren konnte, hatte sie seine Sicherheit durch ein Fürstenwort erlangt und dann, was ihr vielleicht am wichtigsten war, sie war als seine Braut empfangen und anerkannt worden, an der Hofstatt, wie in dem einsamen Klosterhäuschen zu Sayn. Daß sie

der Kurfürst mit feiner Discretion nicht nach all ihren persönlichen Verhältnissen gefragt hatte, machte ihr das Herz noch leichter, obgleich sie auch darauf vorbereitet und gerüstet gewesen war. Sie begegnete in der Residenz, wie auf ihrem weiteren Gange bis dahin, wo die Träger mit der Sänfte auf sie warteten, vielen Menschen, und es war wohl nicht ein Einziger unter diesen, der gegen ihren Liebreiz blind gewesen wäre, wie auch sie manchen zündenden Streifblick — es war ihr eigenstes Wesen, dem sie unbewußt folgte! — fliegen ließ. Jetzt hinüber nach Ehrenbreitstein und morgen hinaus auf glückliche Fahrt!

Als sie über die Brücke kam, in der zwölften Stunde, stand, seiner Ablösungsnummer nach, der Schwabe, den sie heut früh vor sieben Uhr gesehen hatte, wieder auf Posten. Sie erkannte ihn und grüßte freundlich mit dem Fächer; der Soldat, der sie nun als vornehm gekleidete Dame in der Sänfte hinter dem zurückgeschobenen Vorhang wieder sah, erschrak förmlich und hätte beinahe vor ihr das Gewehr angezogen. Bei kleineren Reichscontingenten wäre das nichts Außergewöhnliches gewesen, in Schwäbisch-Gmünd, welches auch eine freie Reichsstadt war, wie Hamburg und Frankfurt, präsentirten die Schildwachen vor jedem Gutgekleideten, selbst vor Frauen und benutzten die Ge-

legenheit zugleich, um gemüthlich den Hut hinzuhalten, ob nicht ein Kreuzerle oder zwei hineinfielen. Nebenverdienste, wie der ehrliche Schorndorfer gesagt, wurden überhaupt, selbst auf Wachposten, getrieben; in der kurfürstlichen Residenzstadt Mainz sah man Schildwachen Schusterpflöckchen schnitzen. Wir übertreiben nicht — die Nation, welche einst Rom erzittern gemacht und bis in spätere Zeiten ihren Waffenruhm, wenn auch für fremde Angelegenheiten, in alle Theile von Europa getragen hatte, die Nation, welche noch im dreißigjährigen Kriege selbst ein Franzose, der Cardinal la Valette, der mit Bernhard von Weimar gezogen war, die kriegerischste der ganzen Welt genannt, sie diente jetzt, wenn sie ihr eigenes Nationalheer aufstellte — und das sollte die Reichsarmee doch sein! — der Welt zum Spott und — lachte selbst darüber. Welche Sündflut von Schmach mußte sie erst überschwemmen, um sie auf kurze Zeit wieder zum Bewußtsein ihrer Wehrkraft und Macht zu bringen! Und wie steht es jetzt damit? 1872!!!

Frau von Dalheim kam in der glücklichsten Laune nach dem Wirthshause zurück, wo sie Wohnung genommen hatte und ihr Knabe, mit dessen Befinden es vortrefflich ging, sie erwartete. Sie reichte ihm die Hand zum Kuß, was sie selten that, und machte ihn dadurch auch ganz glücklich. Ein seltsames Verhältniß,

wenn der Knabe, als er sich gegen Dr. Gerhard Ohm Rynold von Rhuden genannt, wirklich die Wahrheit gesprochen hatte! Die schöne Frau, der er diente, war gewiß nicht fürstlichen Herkommens, um sich einen adeligen Pagen halten zu können; eine gewiegte Oberhofmeisterin, die eine Reihe von Jahren hinter sich hatte, würde sogar an ihr jenes unerklärbare, nichts desto weniger für Eingeweihte und Standesgenossen wirklich vorhandene Etwas vermißt haben, welches hochgeborene Frauen kennzeichnet. Indessen war sie, wie es schien, eine Südländerin und dort mochten andere Sitten, eine größere Freiheit der Manieren herrschen und Manches, was man hier nicht goutirte, ganz in der Ordnung sein. Gleichwohl, wie kam sie zu dem kleinen adeligen Diener? Wer sie zusammen sah, würde noch zu mancher andern Frage, mehr psychischer Art, gedrängt worden sein.

„Wir fahren morgen, Rynold, und zwar zu Schiff", sagte die Dame, nachdem sie ihre prächtige Toilette in ihrem Zimmer gegen das bequemere Hauskleid vertauscht hatte und zu dem Knaben zurückkam, der seinen Fuß noch immer zur Schonung auf einem Kissen liegen hatte. „Es ist besser für Dich und wir verwischen damit hinter uns alle Spuren."

„Der Marquard kann Sie aber doch verrathen", erwiederte Rynold. „Ich traue ihm nicht."

„Du traust Niemand!“ sagte sie lachend, „Der Marquard, auch wenn er es wollte oder sich mit Gold bestechen ließe, könnte mich nicht verrathen, denn er ist viel zu dumm dazu. So dumm sage ich Dir, daß ein Mensch mit fünf Sinnen gar keinen Begriff davon hat. Ich habe ihn ja nur wegen dieser vortrefflichen Eigenschaft in meinen Dienst genommen.“

Sie sprach das mit einem muthwilligen Blicke und lachte ganz ausgelassen, als Rynold erröthete.

„Fühlst Dich etwa getroffen, carino?“ Sie sprach nur gelegentlich Italienisch mit ihm, gebrauchte aber häufig auch in deutscher Rede manches italienische Wort, besonders jenes carino, welches trotz seiner liebkosenden Bedeutung dem Knaben immer ironisch klang. Er erröthete deshalb noch tiefer und zog die Augenbrauen zusammen.

„Sei ganz ruhig, Rinaldo“, fuhr sie fort, indem sie ihm einen leichten Schlag auf die Wange gab. „Dich hab' ich nicht in meinen Dienst genommen, Du bist auch mein Diener gar nicht — sondern mein Arciero, mein Cherub, mein Falke! Du bewachst mich, Du trägst meine Botschaften, Du tödtest meine Feinde! Würdest Du das thun, ragazzo mio?“

„Mein Leben für Sie!“ rief der Knabe mit leidenschaftlichem Ausdrucke.

„Damit wäre mir nicht gedient, dann hätte ich Dich

verloren!" erwiederte sie heiter. „Ich frage Dich vielmehr, ob Du mir ein fremdes Leben zum Opfer brächtest, wenn ich es wünschte? — Doch", fuhr sie schnell fort, „das ist nur mein Scherz. Ich will Dich nicht zum Mörder dingen, wie ein eifersüchtiger Nobile gegen den Liebhaber seiner Donna. Man muß mit dergleichen nicht spielen, das Schicksal nimmt uns beim Wort. — Hast Du noch nie das Heimweh gehabt?"

Die plötzliche Frage, welche in keinem Zusammenhange mit dem Vorangegangenen stand, machte auf Rynold einen sichtbaren Eindruck. Er senkte die Augen, welche seine Herrin, wenn er in ihrer Nähe war, selten verließen, und suchte vergebens eine tiefe Bewegung, die sich in seinen Mienen verrieth, zu bekämpfen.

„Laß Dir rathen, poverino!" sagte Frau von Dalheim jetzt in einem gemüthvolleren Tone, als sie sonst gegen ihn anzunehmen pflegte. „Kehre zurück! noch ist es Zeit, man wird Dir gern verzeihen."

„Nimmermehr!" rief Rynold. „Nur wenn Sie mich verstoßen!"

„Du weißt, ich habe Dich gewarnt, ich habe Dir befohlen, mich zu verlassen. — Du hast mir nicht gehorcht!"

„Ich kann es nicht, es wäre mein Tod!"

Die heiße Glut in den Augen des fünfzehnjährigen

Knaben, setzte die Frau, welche nicht frei von dem Bewußtsein war, ein übermüthiges, gedankenloses Spiel mit ihm getrieben zu haben, in Verlegenheit. — „Sprich nicht so thöricht!“ sagte sie unwillig. „Du hast kindisch gehandelt, und wenn Du Dein Unrecht wieder gut machst, wirst Du darum nicht sterben, sondern nach kurzer Zeit selbst über Deine Kinderei lachen. Ich will keinen Theil daran haben.“

In Rynold's Augen traten Thränen. — „Womit habe ich Sie erzürnt?“ fragte er.

„Durch Deine überspannten Reden! Ich kann das nicht leiden. Wenn Du mir durchaus folgen willst, wie mein Schatten, so kann ich Dich nicht binden und zurücktransportiren lassen, noch weniger werde ich Dich vom Schiff meuchlings in den Rhein stoßen, aber frei will ich sein von dem Vorwurf, Dich an mich gefesselt zu haben.“

„Ich darf also bei Ihnen bleiben?“ rief er freudig.

„Hindern kann ich es nicht. Aber ich sähe Dich lieber daheim bei Deinen Eltern!“

„Bei meinem Stiefvater!“ sagte Rynold mit feindseligem Ausdruck. „Ich habe keine Eltern mehr — die Mutter hat mich auch längst aus ihren Herzen verstoßen! Und am Hofe? Was würde der Markgraf zu seinem Pagen sagen?“

Frau von Dalheim stand rasch auf. Die Wendung, welche das Gespräch genommen hatte, war ihr lästig. Sie sagte nur noch kurz, daß er ein trotzköpfiger Bube sei, und verließ ihn. Ihr fing es an, bedenklich zu werden, welchen Ausgang das endlich nehmen solle, und sie hatte in ihrem ganzen Leben sich noch nie um die Zukunft gekümmert, weder für sich, noch für Andere. „Bei mir bleiben kann er doch auf keinen Fall!“ dachte sie. „Er muß Soldat werden!“ —

Zur kurfürstlichen Tafel waren heut nur zwölf Couverts befohlen; ihre Zahl, außer bei Festen, selbst an Tagen, wo Damen geladen wurden, bestand höchstens aus vier und zwanzig. Heut war aber die Gesellschaft kleiner als gewöhnlich. Der Kurfürst erschien etwas später, er war durch die Audienzen, deren er heut mehrere ertheilt hatte, über seine gewohnte Stunde hinaus aufgehalten worden und zuletzt hatte sich ihm noch Madame Ballet, die Bijoutiere aus Straßburg, anmelden lassen, welche mit einer großen Auswahl von Pretiosen angekommen war. Von dieser kaufte er immer sehr viel, um seiner angebornen Freigebigkeit Genüge thun zu können, er tauschte auch wohl, wenn ihm von den neuen Artikeln einige besser gefielen, als die er schon besaß. Die alte gewandte Französin kam bei diesem Handel nicht zu kurz

und wußte dennoch den Kurfürsten stets zu überzeugen, daß er einen großen Vortheil gewonnen habe. Er war in der Regel sehr guter Laune, wenn er seinen Vorrath an Tabatieren, Ringen und Coulants wieder vervollständigt hatte, um bei passenden Gelegenheiten mit vollen Händen davon austheilen zu können. So auch heut. Als der Hofkaplan das Benedicite gesprochen und Johann Philipp auf seinem Sessel mit Armlehnen vor dem goldenen Besteck, das allein für ihn aufgelegt wurde, Platz genommen, belebte er bald das Gespräch in der heitersten Weise, erzählte selbst viel, auch von seinen heutigen Einkäufen, und ließ sich erzählen, was sich Neues in der Stadt oder anderswo zugetragen hatte. Der Hofkanzler Baron Münch-Bellinghausen wußte Einiges vom kaiserlichen Hofe zu berichten, der General von Brakel, Gouverneur der Festung, hatte Nachrichten vom Kriegsschauplatze in Mähren gehört, wo die Preußen vor Ollmütz eine Niederlage erlitten haben sollten, und was er nicht wußte, das ergänzte er aus eigenen Mitteln, denn er war berühmt dafür, daß er fast ebensoviel bei seinen absonderlichen Soldatengeschichten log, als trank, was viel sagen wollte. Auch der alte Reisemarschall von Boos hatte etwas zu erzählen, was den Kurfürsten sehr zu interessiren geeignet schien, denn es betraf den jungen Mann, welchen er damals zum Feste eingeladen und

nachher immer den Roland von Sayn genannt hatte. Graf Hillesheim war gestern in Coblenz gewesen und hatte dem Reisemarschall von einer Braut des Herrn von Kellberg erzählt, welche plötzlich in Sayn erschienen sei, um sich nach ihm zu erkundigen; wahrscheinlich, wie sich die alten Herren daraus entnommen, hatte er sie sitzen lassen.

„Hat Ihnen Graf Hillesheim ihren Namen genannt?" fragte der Kurfürst.

„Ja wohl, Durchlaucht", antwortete Boos. „Eine Frau von Dalheim. Mein Vetter hat sie gesehen und gesprochen." Er erzählte nun von der Zusammenkunft bei dem alten Dr. Ohm, so weit er darüber durch die mangelhafte Mittheilung des Grafen Hillesheim unterrichtet war. „Mein Vetter hat es selbst in Engers erzählt", setzte er hinzu. „Wenn er einmal herkommt, werde ich ihn nach den nähern Umständen befragen. Nur soviel wußte Hillesheim, daß die Braut eine sehr schöne Person sein soll."

„Um so unwahrscheinlicher ist es, daß er sie verlassen hat!" bemerkte der Graf von Wittgenstein.

„Variatio delectat!" entgegnete Boos. „Soldaten pflegen ihre Standhaftigkeit und Treue nicht gegen das schöne Geschlecht, sondern nur gegen ihren Fürsten zu bewähren, nicht wahr, Excellenz von Brakel?"

„Soldaten sind so strengen Kriegsartikeln unterworfen,

daß ihnen einige Licenz in undienstlichen Angelegenheiten zu gönnen ist", erwiederte der alte General, indem er seinem Glase zusprach.

Der Kurfürst hatte seinem Hofmarschall von Wiltberg, als der Name Dalheim genannt wurde, einen Blick zugeworfen, welchen dieser verstanden hatte: er gebot ihm zu schweigen. Die fremde Dame, die sich zuerst an Wiltberg gewandt hatte, um Audienz bei dem Fürsten zu erlangen, hieß Frau von Dalheim; daß sie die Braut des bewußten Roland sei, erfuhr er erst jetzt, denn der Kurfürst hatte ihm das Anliegen, das sie ihm vorgetragen hatte, nicht mitgetheilt. Wie gespannt er auch gewesen war, zu erfahren, was diese Schönheit ersten Ranges, deren Namen hier zu Lande ganz unbekannt war, nach Coblenz geführt habe, so hatte er doch seinen Herrn, da er nichts darüber äußerte, nicht fragen können. Nun legte er ihm sogar Schweigen über ihre ganze Anwesenheit auf — was hatte das zu bedeuten?

Das Thema, wie interessant es auch war, mußte verlassen werden, da der Fürst nach der Aeußerung des Generals, die ihm vielleicht mißfallen hatte, gleich von andern Dingen sprach. Was kümmerte ihn auch die schöne Person, welche als verlassene Braut in den Augen der andern Männer noch einen höhern Reiz gewann. Johann Philipp war über dergleichen menschliche Schwach-

heiten erhaben, was zuweilen recht unangenehm werden konnte. Doch blieb er heiter und gnädig, wie zuvor, und wer sich heut von ihm eine Huld hätte ausbitten dürfen, würde gewiß keinen Fehlschlag seiner Hoffnungen beklagt haben. Es war aber seit einiger Zeit von ihm selbst verboten worden, nach der Tafel mit ihm von Geschäften oder eigenen Angelegenheiten zu sprechen, weil die Stimmung, in welcher er zuweilen seiner Freigebigkeit über alles Maß hinaus den Zügel schießen ließ, von mancher Seite gemißbraucht worden war. Andrerseits konnte Johann Philipp auch durch manche Dinge, selbst durch starken Genuß des Weins über Tafel verstimmt worden sein und dann ein billiges Begehren abschlagen oder irgend eine Geschäftssache übereilt entscheiden. Er kannte sich selbst und übte nachher eine strenge Controle über seine eigenen Aussprüche; das hatte ihn eben vermocht, jenes Verbot zu erlassen. Mancher seufzte darüber, daß die schöne Stunde, welche er dann in der Fensternische zur einzelnen Unterhaltung mit jedem seiner Tafelgäste zubrachte, so ungenützt vergehen mußte! Zuweilen kürzte Johann Philipp aber auch diese Zeit ab; so heut mit dem scherzhaften Trinkspruch, den er in Wein und Wasser dem General Brakel brachte: „Aufgehängt, der falsch gedenkt!"

„Quod bene notandum!" sagte der Graf von

Wittgenstein, als der Kurfürst sich zurückgezogen hatte, zu dem Reisemarschall. — „Wissen Sie nicht, ob die schöne bräutliche Wittib noch zu Sayn ist?"

„Sie haben wohl gerade Geschäfte dort?" entgegnete Boos lachend. —

Der Kurfürst hatte sich in sein Schlafkabinet begeben, um wie gewöhnlich ein Stündchen zu schlummern. Vorher mußte er aber durch gewaltsame Intervention den Frieden herstellen, der unter seinen Hündchen durch gewaltige Beißerei, gerade bei seinem Eintritt, arg gestört war. Er hatte seine Liebhabereien, dazu gehörte die für kleine Hunde; so besaß er stets ein halbes Dutzend zarter Windspiele, Bologneser- und krummbeiniger Dachshunde, welche ihn in seinen innern Gemächern umgaben und ihre Lager, jedes Hündlein sein abgesondertes, mit in dem Schlafzimmer des Fürsten hatten, gar nicht selten des Nachts aus übergroßer Liebe zu ihm auf sein Bett sprangen und dort zuweilen eifersüchtige Händel mit einander anfingen, welche nicht anders als mit der Peitsche, die auf dem Nachttische in drohender Bereitschaft lag, zu stillen waren. Auch heut mußte sie Frieden stiften, dann suchte der Fürst seine gewohnte Siesta. Er konnte aber nicht einschlafen, denn ihn beschäftigte die räthselhafte Geschichte des jungen Kellberg, an welche er in der letzten Zeit vor andern Dingen nicht mehr gedacht hatte,

mit neuem Interesse und er freute sich darauf, sie seiner Schwester, welche er an diesem Tage noch nicht gesehen hatte, mittheilen zu können. Dazu fand sich denn gegen Abend Gelegenheit. In der regelmäßigen Tageseintheilung folgte Nachmittags noch eine Stunde, welche den Regierungsgeschäften geweiht war, wie schon in aller Frühe des Morgens nach dem Frühstück der Kurfürst einen Theil der Vorträge, welche ihm von den Ministern zu machen waren, anhörte. Der Kurstaat war nicht groß und die Vorlagen konnten daher auch nicht viel Zeit in Anspruch nehmen — hat der Tag für die Beherrscher der größern Reiche in Europa doch auch nicht mehr als vier und zwanzig Stunden, in denen Alles, was dem Hoflager und seinem Glanze eignet und gebühret, mit allen persönlichen Interessen und was die Staatsgeschäfte, die Regierung über Millionen und deren Wohlfahrt betrifft, abgemacht werden muß! wie viel leichter muß es der Fürst eines so kleinen Territoriums haben. Aber eben, weil so viel Zeit übrig war, hatten sich's die Herren Räthe der Krone bequem und ihren Geschäftsgang so breit gemacht, das es oft schwer fiel, vor all den Formalitäten des Curialwesens zum Kern der Sache zu gelangen. Die Tagesordnung des häuslichen Lebens, die auch an Höfen noch die Bürgerstunden hielt und die Nacht naturgemäß zum Schlafen bestimmte,

machte es dann ebenfalls nothwendig, daß regelmäßig noch ein Theil des Nachmittags zur Arbeit verwendet werden mußte. Es war heut nicht viel zu erledigen, und der Kurfürst, welcher die Vorträge stets im vollen Anzuge entgegennahm, wie er bei wirklichen Audienzen, zu unterscheiden von dem Morgenzutritt eines Jeden, sogar mit dem Hut und Stock in der Hand erschien, legte bald nachher das kurze, bequeme Hauskleid an, welches damals „Casaquin“ genannt wurde, und setzte sein gesticktes Mützchen auf. Abends, wo er immer in seiner Retirade, wie es nach dem Stil der Zeit hieß, wenn auch mit mehreren Personen seiner Umgebung speiste, blieb er in diesem Costüm, das ihm das Ansehen eines behäbigen Hausherrn gab, bei dem sich's wohl sein läßt. Fräulein von Walderdorff, seine Schwester, pflegte gewöhnlich eine Stunde vor dem Souper, oft auch früher, bei ihm zu erscheinen, wo er denn mit ihr alle Angelegenheiten, die ihn interessirten, vertraulich besprach.

„Heut habe ich etwas für Dich, Fritz!“ empfing er sie, als sie bei ihm eintrat.

„Auch ich für Dich, Philipp!“ erwiederte sie freundlich.

„Sag' an! Den Damen der Vortritt! Ich werde folgen“, sprach er, während Beide sich nebeneinandersetzten.

„Denke Dir, die Gräfin Zandt will ihre liebliche Madlone ins Kloster schicken!“ sagte das Fräulein.

Der Kurfürst war ein eifriger Beschützer der Klöster, wenn er auch ihre Zahl in seinem Erzstift nicht zu vermehren strebte, sondern diejenigen, welche aus vielen Gründen nicht mehr lebensfähig schienen, wie das zu Besselich, durch das Verbot, Novizen aufzunehmen, zum Aussterben bestimmte. Er hoffte dadurch die allzu sehr zersplitterten Kräfte für den heiligen Zweck mehr zusammenzufassen und dem Klosterleben, das in Aermlichkeit zu versinken drohte, einen neuen, glorreichen Aufschwung zu geben. Darum sah er auch gern, wenn der Adel des Landes den anderen Volksklassen mit gutem Beispiele voranging, reichliche Stiftungen und Schenkungen für Klöster machte und einzelne seiner Söhne und Töchter, auch ohne den Nebengrund guter Präbenden oder Versorgungen, dem Klosterleben weihte. Im Princip war er also ganz mit dem Entschlusse der Gräfin Zandt einverstanden und seine Schwester wußte das, aber er wurde doch davon überrascht und fragte nach dem Grunde desselben, weil er seine Zweifel hatte, ob er auch der einzig löbliche, nämlich zur Ehre Gottes, sei.

Das Fräulein konnte ihm darüber keine befriedigende Auskunft geben, sie hatte es durch Antoinette

Kellberg erfahren, von welcher sie heut auf ein Briefchen, das sie ihr gelegentlich einer Sendung nach Sayn geschrieben, Antwort erhalten hatte. Die Kellberg schrieb aber immer sehr kurz, wenn auch inhaltreich; über die mitgetheilten Nachrichten ließ sie sich nie weitläufig aus. „Ich wünsche, daß in meinem Billet sich noch manches Weizenkörnlein finden läßt, wenn man es nicht gleich nach der Lectüre fortwirft!“ hatte sie einmal gesagt, als ihr die Walderdorff Vorwürfe über ihre Kürze gemacht hatte.

„Also ins Kloster das liebe Kind!“ sprach der Kurfürst, welcher sich schon mit dem Gedanken befreundet zu haben schien. „Nach Marienborn oder Warsheim? Oder hier zu den Benedictinerinnen?“

„Das weiß ich nicht, darüber mag sie sich wohl noch nicht entschieden haben“, erwiederte Friederike. „Wenn ich meine Meinung sagen soll, die vielleicht mit der Deinigen nicht übereinstimmt, so halte ich den Entschluß für einen krankhaften, den Jeder, welcher es gut meint mit dem lieblichen Kinde, bekämpfen müßte.“

„Das wäre ein großes Unrecht, Fritz!“ erwiederte Johann Philipp ernst. „Ich glaube zwar nicht, daß die Zandt aus wahrer Frömmigkeit und Ueberzeugung, ein gottseliges Werk zu thun, dazu gekommen ist; wenn aber der Herr, gleichviel wie, ihr Herz dazu gelenkt

hat, ein gottseliges Werk bleibt es immerdar und Sünde wäre es, dasselbe zu stören und sie wieder irre zu machen."

„Nein, Philipp!" entgegnete Friederike herzhaft. „Gewiß ist es ein gottselig Werk, wenn Jemand aus eigener wahrer Ueberzeugung, daß ihm das Klosterleben zum Heil gereicht und er dem Herrn dort freudig dienen wird, sich dazu entschließt, aber für eine andere Seele handeln, ihr Schicksal bestimmen und sie vielleicht unglücklich dadurch machen, das kann ich nimmer für Gott wohlgefällig halten. Belehre mich, wenn ich Unrecht habe."

Der Kurfürst versuchte es mit der Beredsamkeit, die ihm eigen war, wenn er von Religion und Kirchenangelegenheiten sprach; Friederike hörte ihm aufmerksam zu, aber sie konnte sich nicht überzeugen, daß ihre Ansicht falsch war.

„Von Deinem Standpunkt hast Du gewiß Recht", sagte sie —

„Einen Standpunkt giebt es nur, von welchem sich hier urtheilen läßt!" unterbrach er sie, und die Schwester sah, daß sie heut nicht weiter gehen dürfe, um ihn nicht zu erzürnen. — „Ich glaube", lenkte sie ein, „daß der Weihbischof, ihr Vetter, nicht ohne Einfluß in dieser Angelegenheit auf sie geblieben ist."

„Ach, der Hontheim!“ sagte Johann Philipp mit ungläubigem Tone. „Darin möchtest Du Dich irren! Gerade der würde sie nicht in diesem Entschlusse bestärken — wenn ich Dich so reden höre, ist mir, als seist Du bei dem Hontheim in die Lehre gegangen! Nicht, daß ich im Leisesten seine rechtgläubige und fromme Gesinnung anzweifeln sollte, er ist ein starker und eifriger Kämpfer für die Kirche, ganz besonders für unsere deutsche Kirche, die er vor allen Eingriffen in ihr gutes Recht, mögen sie auch kommen, von welcher Seite sie wollen, bewahrt wünschte — aber in einzelnen Dingen sind wir nicht einerlei Meinung. So über die unbedingte Verdienstlichkeit des Klosterlebens. Er kann daher seiner Cousine nicht zugeredet haben. Ueberdem sind sie sich, soviel ich weiß, seit langer Zeit entfremdet und die Zandt mag wohl ihre Gründe haben, dem strengdenkenden Vetter nicht zu nahen.“

„Wir müssen abwarten, ob sie ihren Entschluß ausführen wird, der vielleicht manchen Widerstand findet“, erwiederte das Fräulein. — „Was hattest Du mir zu erzählen?“

„Ja, Fritz! Da hat sich auf einmal für unsern Roland, um welchen mir so viel Unruhe gemacht worden ist, eine Braut gefunden. Ich habe die ganze Sache wegen seiner Auslieferung gegen Niemand erwähnt, da

das vertrauliche Schreiben eines Fürsten an den andern auch im Vertrauen bleiben muß und nicht in die Kanzlei gehört, von wo es den Weg dann bald in die Visitenstube oder gar in die Zeitung findet. Wenn ich dergleichen mit Dir, meinem weltlichen Geheimen Gewissensrathe bespreche, so ist das etwas Anderes, Fritz! Seine Liebden haben meine Meinung in allerhöflichster Form erfahren, und wenn dieselben davon etwas verlauten lassen, so ist das ihre Sache, die mich nicht tangirt. Heut nun läßt sich eine Frau von Dalheim melden, die sich mir sogleich als Braut des jungen Kellberg präsentirt — solltest Du von Deiner Toinette gar nichts davon gehört haben? Ich will doch nicht fürchten, daß Ihr unter einander vor mir Geheimnisse habt und sie Dich mir abwendig macht!"

Friederike wußte von nichts und war sehr erstaunt darüber. Sie konnte zwar bei aller Freundschaft nicht darauf rechnen, daß Antoinette ihr Alles sagte, davon wurde sie wohl bei mancher Familienangelegenheit durch Rücksichten, welche sie Andern schuldig war, abgehalten; aber wenn eine solche so in die Oeffentlichkeit tritt, wie hier, war es immer unbegreiflich, daß sie ihr in dem heutigen Billet gar nichts darüber geschrieben hatte.

Der Kurfürst erzählte ihr nun, was die Dame ihm vorgetragen und was er ihr darauf, natürlich ohne der

schon an ihn gerichteten Reclamation zu erwähnen, bedingungsweise zugesagt hatte; er hob hervor, daß sie sich selbst die unschuldige Ursache der Verfolgung ihres Bräutigams genannt und überließ es dem Scharfsinne seiner Schwester, sich das zu erklären. Dann aber nachdem er ihrem Wunsche, über die Persönlichkeit dieser Frau von Dalheim etwas zu hören, flüchtig genügt, berichtete er, was bei Tafel der Reisemarschall Boos von ihrer Erscheinung zu Sayn erzählt hatte, und reizte dadurch ihre Verwunderung noch mehr, daß Antoinette Kellberg dieser Begebenheit auch nicht mit einer Silbe gedacht. Sie konnte doch wohl annehmen, daß es einiges Interesse für die Freundin haben mußte, da diese mit ihr von ihrem Neffen gesprochen und ihren Antheil für ihn aufrichtig gezeigt hatte.

„Wir wollen noch weiter darüber reden", sprach sie mit einem Blick auf die Uhr über dem Kamin. „Die Anderen werden bald kommen, sie brauchen nicht zu sehen, daß wir uns warm geredet haben."

„Du bist ein kluges Weib, Fritz! Ich habe, wie ich Dir noch sagen will, das Anliegen der Braut nicht erzählt, sie sind daran gewöhnt, daß ich die Bitten und Wünsche, die mir an jedem Morgen reichlich vorgetragen werden, nicht gleich allen Leuten erzähle; die Noth und Sorge soll nicht zum Tisch- oder Stadt-

gespräch dienen. Mancher mag sich vielleicht über die fremde Frau, und was sie hier zu suchen hat, seine Gedanken gemacht haben, aber nur Wiltberg wußte überhaupt davon, daß sie bei mir gewesen ist, dem habe ich gewinkt, daß er darüber schweigen soll, und wir wollen die ganze Sache für uns behalten, Fritz. Wegen der Verfolgung, meine ich, und daß die Frau die Ursache davon ist — ob eine unschuldige, mag dahingestellt bleiben. Die Brautschaft wird nun wohl schon überall cursiren; daß sie der junge Boos in Engers erzählt und Graf Hillesheim nach Coblenz gebracht hat, das läßt sich nicht mehr aufhalten, auch wenn das uns etwas anginge. Wir wollen nur von der andern Sache nicht reden, da sie noch nicht bekannt zu sein scheint; Du kannst Deine Toinette dann nach Belieben inquiriren."

Friederike wollte davon nichts wissen, das Vertrauen der Freundin werde sich schon finden, wenn Antoinette's Herz das Bedürfniß fühle, sich auszusprechen. Bald darauf erschienen die Ersten, welche an der kleinen Abendtafel Theil nahmen; die Neffen des Kurfürsten, Walderdorff und Knebel, der alte Dombechant und Statthalter zu Trier, Boos, der Reisemarschall Boos, der geistliche Rath Carové, der Leibarzt Miltz, welcher den Dienst hatte, und heute sonst Niemand. Als das Gespräch im Gange war, konnte es nicht fehlen, daß

der Reisemarschall seine Neuigkeit, welche für eine Dame von Interesse sein mußte, auch dem Fräulein von Walderdorff vortrug, und der Kurfürst bemerkte, wenn auch lächelnd, doch mit einiger Verwunderung, wie weit es seine Fritz in der Verstellungskunst gebracht hatte, daß sie sich Alles so geduldig erzählen ließ und nicht mit einer Miene verrieth, daß sie es schon wisse.

Siebentes Kapitel.

Am Rhein.

Am Landungsplatze zu Coblenz bei der Brücke waren viele Reisende versammelt, welche mit dem Schiff, das sich zur Abfahrt bereit machte, zu Thal gehen wollten. Eine Zeitlang hatte sich die Schifffahrt von hier nicht weit rheinabwärts gewagt, weil die Franzosen nach der Schlacht von Crefeld dem abziehenden Feinde gefolgt und in das Cölnische vorgedrungen waren, wo sie gräulich gehaust hatten, obgleich der Kurfürst von Cöln mit der Krone Frankreich im Frieden lebte, ja, wenn auch nicht thatsächlich, doch in politischer Gesinnung zu ihren Bundesgenossen gegen Preußen gehörte. Was kümmerten sich aber französische Generale und Soldaten darum, ob sie in Freundes- oder in Feindesland lagen! Auch das Erzstift Trier hatte schon die Hand des bösen Nachbars fühlen müssen; es waren kaum zwanzig Jahre, daß der vorige Kurfürst Franz Georg seiner deutschen

Gesinnung halber, welche ihn Einigkeit und immer wieder Einigkeit den deutschen Ständen predigen ließ, heimlich von den Franzosen aufgehoben und nach Frankreich geschleppt werden sollte. Als das mißglückte, war der Herzog von Belleisle, Gouverneur von Metz, auf König Ludwigs Befehl, sofort mit Heeresmacht in das wehrlose Land eingefallen, hatte Trier und Trarbach besetzt und die Gräfenburg schleifen lassen, zu welcher Arbeit das Erzstift selbst 300,000 Livres entrichten gemußt. Außerdem waren überall Brandschatzungen aufgelegt worden, 800,000 Rationen Fourage und auf jeden Tag 60 Kühe, 340,000 Livres Contribution hatten geliefert werden müssen, 150,000 für eine versäumte Fouragebeschaffung, 10,000 zum Bau französischer Schiffbrücken, 5000 für Holz und Licht. Die Kosten für die Erhaltung der schlimmen Gäste, welche im Erzstift Winterquartiere nahmen, sind dabei noch nicht in Anschlag gebracht: das Kloster S. Matthias hatte allein 8 Compagnieen den ganzen Winter hindurch im Quartier und hat für deren Beköstigung 18,000 Thaler aufwenden müssen. Es thut Noth, von Zeit zu Zeit wieder an all die Noth und Bedrückung zu erinnern, welche das deutsche Volk schon von den Franzosen erduldet hat, da selbst die entsetzlichen Leiden der spätern Zeit, als das Joch Napoleon's des Ersten auf Deutsch-

5 Milliarden mit Zins!!

land lastete und seine Heere sogar das Land seines treuesten Bundesgenossen, des Königs von Sachsen, zu einer Wüste zu machen drohten, im Gedächtniß der lebenden Generation zu erlöschen beginnen und deutsche Fürsten immer wieder in eigensüchtigen Tendenzen den Blick nach Frankreich richten, um den Fremden zum Schiedsrichter in reindeutschen Angelegenheiten zu machen.

Diesmal aber war Kurtrier von dem Ungemach des Krieges, von welchem noch Niemand fürchtete, daß er später der siebenjährige heißen würde, verschont geblieben. Der Prinz von Clermont hatte nach der Schlacht von Crefeld allerdings das ganze Rheinthal bis Coblenz hinauf besetzen wollen, auf Befehl aber bei Cöln Halt gemacht und vom Kurfürsten von Trier nur verlangt, daß er eine französische Garnison auf dem Ehrenbreitstein einnehme, um den wichtigen Rheinübergang nicht durch einen kühnen Handstreich in Feindeshand fallen zu lassen. Der Kurfürst hatte jedoch dies Ansinnen höflich abgelehnt, den Ehrenbreitstein mit 800 Mann seiner eigenen Truppen besetzt und sich kraft seiner Neutralität dafür verantwortlich erklärt, daß die Festung keiner kriegführenden Macht übergeben werde. Er konnte sich dabei auf die Folgen berufen, welche einst im spanischen Erbfolgekriege die übereilte Einräumung von Ehrenbreitstein an die Franzosen nach sich gezogen hatte.

Immerhin war es ein muthiger Schritt Johann Philipp's gewesen; denn wenn auch die unüberwindliche Felsenfeste, falls die Franzosen jene Weigerung übel nahmen, einem Angriff derselben widerstanden hätte, so würden sich doch im Lande die Scenen von 1734 wiederholt haben; auf eine Hülfe konnte er nicht rechnen — von wem sollte sie kommen? Die Kaiserin konnte doch nicht füglich ihren eigenen Bundesgenossen zu nahe treten. Abmahnungen von Kaiser und Reich bei fremder Gewaltthat an Deutschland waren schon seit hundert Jahren verlacht worden, und sollte sich der neutrale Kurfürst gar an den Feind der Kaiserin, Friedrich von Preußen, wenden? Es war aber Alles gnädig vorübergegangen, die französische Armee ließ sich's im Cölnischen wohl sein.

Von den grausamen und muthwilligen Verwüstungen, welche sie dort anrichteten, wurden gerade heut unter den Reisenden, welche nach der heiligen Stadt Cöln fahren wollten, schreckliche Geschichten erzählt. Mehrere hatten Briefe bekommen, die darüber klagten, Andere waren vor Kurzem dort gewesen und hatten sich davon überzeugt. Jetzt, wo die Verbindung nach dem Abzuge der Franzosen wieder ohne Gefahr offen stand, konnte man sich von Neuem durch den Augenschein davon belehren, was Alles geschehen war.

„Aber es sind auch lustige Geschichten vorgefallen",

sagte ein dicker Mann, der, auf seinen hohen Stock mit Elfenbeinknopf gelehnt, die Schauderhistorien eine Weile mit angehört hatte. „Sie hatten's absonderlich auf die Gärten gemünzt, wo sie alle Küchenkräuter zu ihren dicken Suppen ausrissen. Die Franzosen essen gern dicke Suppen mit allerlei Gemüse, daß ein wahrer Brei daraus wird, was sie in ihrer Sprache potage nennen, auch wohl potage à la reine, — ob sie die Polin nach Frankreich gebracht hat, weiß ich nicht."

„Welche Polin?" fragte eine junge Frau, welche dem wohlbeleibten Manne zunächst stand.

„Die Königin von Frankreich, Madame!" belehrte sie ein Anderer mit gravitätischer Miene, „ist aus Polen, eine Tochter des zweimal vertriebenen Stanislaus Leszczynski, der nun leider Gottes mit unserm deutschen Lothringen abgefunden ist."

Sie hätten darüber fast den Kern der interessanten Erzählung des dicken Mannes versäumt, der unterdessen mit seinem potage fortfahren wollte, jedoch wieder durch die Frage: was das eigentlich heiße, unterbrochen wurde.

„Wißt Ihr nicht, was ein Pott ist?" fuhr er den Störer an, der auch von anderer Seite zur Ruhe verwiesen wurde. „Potage also! Dazu brauchten sie Kräuter, je mehr desto besser. Nun fanden sie in einer großen Anpflanzung stattliche Gewächse mit breiten,

fleischigen Blättern, hohen Stängeln und rosenrothen oder blaßgelben Blüten — rathet, was das war!“

Ein kurzes ungeduldiges Gemurmel der Zuhörer, welche keine Spannung wünschten. „Tobak!“ rief der Eine.

„Richtig“, sagte der Dicke, „Tobak!“ Und ein wieherndes Gelächter belohnte ihn.

„Den haben sie zur Suppe gekocht und gegessen!“ fuhr er dann mit verstärkter Stimme fort. „Guten Appetit! Wie es ihnen bekommen ist, könnt Ihr Euch denken!“ Sprach's und ging, den Stock bei jedem Schritt weit von sich niederstoßend, seines Wegs, während sein dankbares Publikum jubelnd die ihm überlassene Ausmalung der Thatsache fortsetzte.

„Wer war dieser Policinell?“ fragte die junge Frau wieder ihren gravitätischen Nachbar. „Hanswurst heißt es wohl auf Deutsch?“

„Bitte um Excuse, verehrte Dame!“ erwiederte dieser. „Kein Hanswurst, sondern ein achtbarer städtischer Weinröder, das heißt, einer von den Weinaufsehern, welche die Abgabe, so auf den Weinbau und Weinzapf gelegt ist, Ungeld genannt, erheben, besonders den Weinschank controliren und auch von Zeit zu Zeit als Kenner und Koster die Taxe für das edle Gewächs feststellen. Sie haben es dem guten Manne wohl angesehen, daß

er ein echter Schmeckarius ist." Die Dame hatte der Erörterung, die ihr höchst gleichgültig war, kein Ohr geliehen, ihre Aufmerksamkeit war von anderer Seite angezogen, auf einmal zuckte sie zusammen, als ob sie erschrecke, und wandte sich dem jungen bleichen Menschen zu, welcher dicht neben ihr, auf eine Krücke gestützt, stand. Sie hatte schon vorher gelegentlich ein Wort zu ihm gesprochen, seine Ungeduld nach der Abfahrt beschwichtigt, ihn auch wohl nach seinem Befinden gefragt, und ob ihm das Stehen schwer falle. Jetzt aber sprach sie sich selbst unmuthig über die Verzögerung aus. Sie zog dabei den schwarzen Schleier, den sie bisher auf ihren Hut zurückgeschlagen gehabt, auf ihr Gesicht herab, als falle ihr endlich das Anstarren manches Nahestehenden, das sie vorher nicht bemerkt zu haben schien, lästig.

Der Knabe neben ihr, da der Schleier irgendwo nicht nachgab und sie ungeduldig daran zupfte, legte selbst Hand an und half ihr; seine blasse Wange färbte sich dabei mit einem flüchtigen Roth.

„Du siehst noch recht krank aus, Rynold!" sagte die Dame, nicht in dem vorigen freundlichen Tone.

„Mir wird besser werden in der freien Luft!" erwiederte er. „Ich bin kein Stubenvogel."

Sie kehrte sich von ihm ab der Brücke zu und sah mit unverwandten Blicken einer Frau nach, welche

raschen Schrittes nach Ehrenbreitstein hinüber=ging. Auf der Mitte der Brücke wurde diese durch einen Herrn aufgehalten, der ihr entgegen=kam. Sie grüßte ihn, er redete sie an, Beide blieben stehen und sprachen lange mit einander. Dann entließ er sie mit einer vornehmen Handbewegung und Beide setzten ihren Weg fort. Unterdessen war der Ruf zum Einsteigen vom Bord des Schiffes erklungen und die Dame mit dem lahmen Knaben leistete, eine der ersten, Folge. Bald darauf wurden die Segel aufgespannt, der Wind war günstig, die Ruder stießen ab und klatschten in die Flut; fahr' wohl!

„Kennen Sie vielleicht den Herrn, welcher dort ganz allein steht?" fragte die Dame im Schleier den Mann, welcher ihr vorher über die Königin Maria Leszczynska und dann über den dicken Weinröder Auskunft gegeben hatte und zufällig oder mit Absicht auf dem Verdeck wieder in ihre Nähe gekommen war.

„Sie meinen den Cavalier mit der Plümage im Hut? Den Schwarzgekleideten, der eben fortgeht?"

„Den meine ich! Kennen Sie ihn?" fragte die Frau mit sichtbarer Ungeduld.

„Freilich kenn' ich ihn! Ich bin alt genug, um unsere ganze Noblesse zu kennen, die zum Theil zu meiner Kundschaft gehört. Das ist der Herr Graf von Hillesheim, ein reich begüterter Herr — schade daß er keine männ=

lichen Erben hat, sein Name stirbt mit ihm aus und die meisten Güter fallen an die Grafen von Spee, wie mir gesagt worden ist, besonders der schöne Hof zu Kunostein=Engers."

„Er ist nicht verheirathet?" fragte die Frau, welche bei der gleichgültig hingeworfenen Frage ihren Schleier wieder zurückschlug.

„Doch, verehrte Gönnerin! Seine Gemahlin ist eine vortreffliche Dame. Sehen Sie das Haus dort? — Nun war es schon zu spät! das gehört ihm auch, dort wohnen sie, wenn sie in Coblenz sind, jetzt wohnt auch ihre Schwester dort, die Frau Gräfin von Zandt mit ihrer bildschönen Tochter. Wer die einmal bekommt!"

Er küßte seine Fingerspitzen und die Dame sah ihn mit einem ironischen Blick an. — „Die bildschöne Comtesse scheint auch Sie nicht gleichgültig gelassen zu haben!" bemerkte sie spöttisch.

„Ach Du lieber Gott!" erwiederte er. „Ich bin Schneidermeister und wenn Euer Gnaden meinen Titul wissen wollen, Amtsmeister der Zunft und daher Mitglied des Raths, aber doch immer nur ein einfacher Bürger. Deshalb kann ich aber doch meine Freude an der Schönheit vornehmer Damen haben."

„Sehr richtig!" sagte die Reisende. „Ich sah vorher den Grafen Hillesheim — so hieß er doch?"

„Ganz gleich! Das Stammhaus wird so oder so genannt, liegt im obern Erzstift!"

„Ich sah ihn vorher auf der Brücke mit einer Frau längere Zeit sprechen, haben Sie es vielleicht auch bemerkt?"

„Ja, ja, ja!" sagte der Amtsmeister der Schneiderzunft. „Das war aber keine aus der Familie, sondern eine Magd, wenn sie auch, wie es in vornehmen Häusern Mode ist, anders genannt wird. Ich wunderte mich auch, daß der Herr Graf so lange mit ihr stehen blieb. Es ist vielleicht etwas vorgefallen; sie dient bei seiner Frau Schwägerin."

„Wie hieß diese?" fragte die Fremde, welche das Gespräch nachlässig weiter führte, als thue sie es nur, um die Langeweile der Fahrt etwas zu verkürzen. Der Amtsmeister wiederholte den Namen der Gräfin Zandt und erzählte aus eigenem Antriebe noch Einiges über die Verhältnisse des Hauses, da er bei Lebzeiten des Grafen die Ehre gehabt, seine Garderobe zu versorgen. Die Magd, nach welcher die Reisende gefragt hatte, schien jedoch unter seiner Notiz zu sein, denn er erwähnte ihrer mit keiner Silbe mehr und die Fremde fragte auch nicht weiter nach ihr.

Aber sie hatte sich mit einem gefährlichen Nachbar eingelassen, denn da sie von ihm über so Vieles Auskunft verlangt hatte, glaubte er nun seinerseits auch ein

Recht zum Fragen zu haben, und er war sehr neugierig. Zuerst sah sie ihn groß an, als er so ungezwungen nach ihrer Heimath und dem Ziel ihrer Reise forschte, und gleich daran die unverschämte Frage knüpfte, mit wem er denn die Ehre habe, eine Rheinfahrt zu machen. Aber sein gravitätisches Wesen, das sie früher schon belustigt hatte, noch mehr aber seine Augen, welche immer unverkennbarer verriethen, daß er seine Freude auch an der Schönheit seiner Nachbarin habe, reizten sie auf einmal zu einem fröhlichen Gelächter und sie beantwortete seine Fragen fortan mit seltener Bereitwilligkeit, wenn auch nicht der Wahrheit gemäß. Rynold, der schon mit finsterer Stirn und drohenden Blicken dem unverschämten Schneider zugehört hatte und im Begriff gewesen war, ihn mit dem Range seiner Dame niederzuschmettern, erheiterte sich an ihren Antworten, welche ganz ungeheuerliche Dinge, wie aus einem Ammenmärchen, dem Leichtgläubigen aufbanden. Wenn man schon eine Reise thut! dachte dieser und freute sich im Voraus, was er nun Alles auf dem Zunfthause in der „Hosenstraße" werde erzählen können, wenn ihn Sanct Johannes Baptista, der Schutzheilige des ehrsamen Schneidergewerks, glücklich von seiner Reise wieder heimgeführt haben würde. Sie ging zwar nur bis Neuwied, aber was konnte ihm bis dahin geschehen!

Die Dame wurde endlich einsilbig, er sah, daß sie zu schweigen wünschte, und war nicht der Mann, sich aufzudrängen. Sie saß nun in sich gekehrt und blickte auf das Ufer zur Rechten, an welchem sie, durch die Insel Niederwerth etwas ferner gehalten, langsam vorüber schifften; oft und lange senkte sie aber ihre schönen schwarzen Augen zu der grünen Flut, welche den Kiel des Schiffes umrauschte. Der Knabe, der nicht ihr Sohn sein konnte, wie sie doch dem Amtsmeister gesagt hatte, war jetzt dessen Augenmerk; der junge Mensch bewies sich aber in seiner ersten Antwort schon so schroff und spröde, daß keine zweite Frage an ihn gerichtet wurde. Ihr Sohn konnte er nicht sein, aber ihr Stiefsohn vielleicht? Sie hatte nach dem Grafen Hillesheim so angelegentlich gefragt, stand sie vielleicht in irgend einer Beziehung zu der Familie? Der Meister begriff nicht, daß er erst jetzt wieder darauf kam und sie nicht gleich danach gefragt hatte, als sie noch gesprächig war. Bis Neuwied thaute sie aber vielleicht nochmals auf. Er suchte sich einstweilen bei andern Reisegefährten seinen Discurs.

Graf Hillesheim, wenn er gewußt hätte, wer nach ihm gefragt, würde zwar auch die Ursache nicht verrathen, sich aber im höchsten Grade für die Fragerin interessirt und es bedauert haben, ihr vor der Abfahrt nicht genaht zu sein, um sie kennen zu lernen. Er hatte

von der Kammerfrau seiner Schwägerin, der er auf der Brücke begegnet war, Erkundigungen über deren heutiges Befinden eingezogen und war von seinem Gange nach Ehrenbreitstein mit der Hoffnung zurückgekehrt, sie endlich sprechen zu können; eine so anhaltende Migräne, mit welcher sie sich gegen ihn hatte entschuldigen lassen, war bei ihr, die nie an den Nerven gelitten hatte, eine Seltenheit. Als er sich jedoch bei ihr anmelden ließ, erhielt er wieder den gestrigen Bescheid, und Marietta hatte ihm doch gesagt, sie sei ganz wohl! Ohne sie gesehen und gesprochen zu haben, wollte er nicht gern nach Engers zurückkehren, seine Frau hatte auf zwei wahrhaft vom Herzen geschriebene Briefe keine Antwort von ihrer Schwester erhalten, und ihn deshalb gebeten, auf jeden Fall mit Wilhelmine zu sprechen. Er schickte also nochmals zu ihr und ließ sie nur um zwei Minuten bitten, da er seiner Frau gern Nachricht über ihr Befinden durch eigenen Augenschein bringen wolle. Vergebens! Es sei ihr ganz unmöglich, ihn zu empfangen, ließ sie ihm sagen, er möge nur seine Gemahlin grüßen und sie beruhigen; in drei Tagen werde sich Alles zum Besten entschieden haben. Sie wollte ihn nicht sprechen, das war eben so klar, als was sie unter der Wendung zum Besten, die sie in drei Tagen erwartete, verstand. Marietta hätte ihm, wenn sie gewollt hätte, leicht eine

Zusammenkunft mit ihrer Herrin verschaffen können, aber sie war dieser viel zu treu, um gegen ihre Wünsche zu handeln, auch hatte sie ihm, als er sie auf der Brücke stellte, auf alle seine Fragen keine genügende Antwort gegeben, sondern war ihnen glatt und gewandt, wie ein Aal, entschlüpft. Daß sie ihm gesagt, ihre Herrin sei ganz wohl, war jedenfalls mit Absicht geschehen, damit er endlich einsehen sollte, man könne ihn wohl empfangen, aber man wolle nicht. Der Graf gab es also auf, noch einen letzten Versuch durch die Italienerin zu machen, und befahl das Anspannen, um nach Hause zurückzukehren. Als er über die Brücke fuhr, begegnete er Marietta wiederum und erwiederte ihren Gruß vom Wagen herab etwas mürrisch. Er hatte bisher die Antipathie seiner Frau gegen die italienische Schlange, wie diese sie nannte, nicht getheilt, jetzt dachte er auch feindselig über sie.

Desto freundlicher wurde Marietta von ihrer Herrin empfangen. „Du bist rasch wieder da!" sagte die Gräfin. „Hast Du Alles besorgt?"

„Der Nachen wird pünktlich bereit sein", erwiederte Marietta.

„Du bist mir immer treu und gehorsam, auch wo wir verschiedener Meinung sind!" sprach die Gräfin, ihr die Wange streichelnd. „So wirst Du mir auch ge-

horchen, wenn ich Dir sage, daß ich nicht mehr über die bewußte Sache zu reden wünsche. Sie ist unwiderruflich beschlossen."

Marietta zuckte die Achseln, aber sie schwieg.

„Darum habe ich auch meinen Schwager nicht angenommen", fuhr die Gräfin fort. „Ich will nicht zum zehnten Male hören, was mir schon gesagt und geschrieben worden ist. Er hat Coblenz zum Glück verlassen."

„Ich bin ihm auf der Brücke zweimal begegnet", erwiederte die Dienerin. „Er hielt mich an und wollte Viel von mir wissen — Euer Gnaden können überzeugt sein, daß er nichts erfahren hat."

„Nach meiner Tochter hat er Dich wohl auch gefragt?"

„Gewiß! Er wollte durchaus Bescheid haben, zu welchen Verwandten sie gereist sei — ich antwortete ihm, wie mir befohlen war. Er schüttelte ziemlich ungläubig den Kopf, doch sagte er nichts weiter."

„Mag er glauben oder nicht, was ihm gesagt worden ist! Er soll wenigstens daraus ersehen, daß ich meine eigene Herrin bin! Meine Schwester meint es gut, aber sie ist zu weltlich gesinnt. — Marietta, dies boshafte Gesicht verbitte ich mir. Du wirst Dich noch heut überzeugen, daß ich den richtigen Weg eingeschlagen habe."

„Sie glauben, daß Sie die Comtesse bekehrt finden werden?“ entgegnete Marietta.

„Es kann nicht anders sein!“ sagte die Gräfin. „Die Stille, die Einkehr in sich selbst, das fromme Beispiel!“

„Eh!“ rief die Italienerin wiederum mit dem unnachahmlichen Laute ihres Volks, welchem sie, je nach dem Sinne, den sie dadurch ausdrücken wollte, die verschiedensten Modulationen zu geben wußte.

Die Gräfin fühlte sich oft dadurch verletzt, es war meist Ursache, daß sie das Gespräch sofort abbrach. So auch heut. Doch hielt ihr Unwille gegen die Dienerin, welche ihr unentbehrlich war, niemals lange vor und sie gab dann Marietta immer einen erhöhten Beweis ihres Wohlwollens, gleichsam als wolle sie dieselbe wieder gut machen, falls sie durch die herbe Ausweisung beleidigt wäre. Sie erlaubte ihr diesmal, sie auf der wichtigen Fahrt, die sie sich vorgenommen hatte, zu begleiten, ja sich an ihre Seite in die Sänfte zu setzen, als sie sich nach Ehrenbreitstein tragen ließ, wo Marietta heut früh den Nachen bestellt hatte. Von drüben, nicht von Coblenz wollte sie abfahren, um nicht etwa von Bekannten gesehen zu werden.

Das Fahrzeug war bereit, die Schiffer hatten auch bereits die Decke gegen die Sonnenstrahlen und —

fremde Blicke! — ausgespannt und die Dame, diesmal in ganz einfachem Anzuge, daß Niemand in ihr die vornehme Frau vermuthet hätte, stieg mit ihrer Dienerin ein. Stromab die Fahrt und nicht allzuweit! Zwischen Besselich und Mallendar liegt im Rheine die bewachsene Insel Niederwerth, hier lenkten die Schiffer aus der Strombahn ab und landeten an der innern Seite in der kleinen Bucht. Sie mußten hier zurückbleiben, denn die beiden Frauen gingen nach dem Kloster, das auf der Insel erbaut war, durch zwei Wasserarme von der Welt geschieden. An der Pforte nannte die Gräfin ihren Namen und ließ sich bei der Priorin melden; sie wurde augenblicklich eingelassen. Im Sprachzimmer blieb nun auch Marietta zurück, die Gräfin wurde von einer dienenden Schwester zur Priorin geführt. Ihr Herz war nun doch bange, die Stille, welche sie noch heut gerühmt hatte, fiel ihr nun selbst drückend, es schien ihr die Stille des Grabes. Der erste Blick aber, den sie auf die Züge der Priorin that, als diese sie an der Schwelle ihres Zimmers empfing, ließ ihre Bangigkeit schwinden. — „Ich sehe Ihnen an, hochwürdige Mutter, daß Alles gut steht!" rief sie.

„Ich hoffe es!" erwiederte die Oberin. — „Wollen Euer Gnaden Ihre Comtesse Tochter sprechen?"

Die Gräfin sagte freudig zu: so schnell hatte sie

die Sinnesänderung ihres Kindes nicht erwartet; sie segnete jetzt den Einfall, dessen Ausführung sie in Madlonens freien Willen gestellt hatte. Gewiß, wenn sie ihre mütterliche Gewalt gebraucht und Madlone gegen ihren Willen hieher gebracht hätte, würde diese in ihrem Trotze nur bestärkt worden sein, sie hätte wohl gar ein Aergerniß in heiligen Mauern befürchten müssen, während Madlone jetzt schon, wie die Priorin ja nichts Anderes gemeint haben konnte, zur richtigen Erkenntniß gekommen war.

„Darf ich mit meiner Tochter unter vier Augen sprechen?“ fragte die Gräfin, welche ihrer eigenen Standhaftigkeit nicht ganz sicher war, und die Priorin gab dazu gern ihre Einwilligung. Die junge Comtesse war ja nicht als Novize, sondern nur als Kostgängerin aufgenommen, und die große Ehre, daß sie einst in die Klostergemeinschaft eintreten werde, wie die Vortheile, welche dem Kloster daraus erwachsen konnten, forderten einige kluge Nachsicht, wenn sie auch nicht ganz mit den Regeln der Cisterzienserinnen stimmte.

Als die junge Gräfin, welche herbeigerufen wurde, eintrat, entfernte sich die Priorin leise und Madlone sank an die Brust ihrer Mutter. Beide hielten sich weinend umfangen und es bedurfte einer langen Zeit, ehe die Gräfin sich so weit gefaßt hatte, zu ihrem Kinde zu reden; wie blaß war das blühende Mädchen geworden!

„Mein liebes, süßes Kind!“ sagte sie endlich. „Gieb mir das Zeugniß, daß ich Dich nicht gezwungen habe!“

„Nein, Mama!“ erwiederte Madlone mit leiser Stimme.

„Auch überredet habe ich Dich nicht, hieher zu gehen!“

„Es ist mein freier Wille gewesen“, sagte Madlone, indem sie ihre Augen, noch thränenfeucht, erhob.

Dieser Blick beunruhigte die Mutter: sie fand darin nicht, was sie suchte! „Ich habe Dir nur den Vorschlag gemacht —“ fuhr sie unsicher fort, „nur die Idee geäußert, das Klosterleben kennen zu lernen, ohne Dich irgend zu binden, und Du hast diesen Gedanken gleich aufgenommen.“ —

„Ja, Mama!“ erwiederte Madlone. „Ich habe Sie gebeten, mich hieher zu bringen.“

„Und Du hast nun gefunden —“ die Mutter stockte.

„Ich habe das Klosterleben kennen gelernt“, erwiederte Madlone, deren Stimme mehr und mehr an Festigkeit, wie ihr Auge an Klarheit gewann. „Ich habe es schön und heilig gefunden — aber, Mama, meine Ueberzeugung hat sich nicht geändert — ich bin nur um so tiefer darin bestärkt worden!“

„Unglückliche!“ rief die Gräfin entsetzt — sie hatte bei Madlonens erstem Aufblick das schon geahnt!

„Nennen Sie mich nicht so, Mama! Unglücklich würde ich sein, wenn ich mit dem Gefühl, das in mir lebt —" sie legte die Hand auf ihre hochklopfende Brust und eine lichte Purpurglut wallte in ihren bisher so bleichen Wangen auf — „wenn ich mit einem widerstrebenden Herzen und ohne jede innere Weihe für den heiligen Beruf ein Gelübde ablegen wollte, das ich nur äußerlich halten könnte."

„Die Weihe kommt von Oben!" rief die Mutter. „Noch ist die Zeit für Dich zu kurz gewesen, um hier aller Wohlthaten, die ich mir von diesem Aufenthalte versprach, theilhaftig zu werden! Gönne Dir noch einige Wochen!"

„Nein, Mama!" sprach Madlone fest. „Wie es vor Wochen war und heute noch ist, so wird es bleiben, und wenn ich mich noch ein Jahr lang prüfen wollte. Nehmen Sie mich wieder an Ihre Seite und verstoßen Sie mich nicht!" Ihre Bitte war so zärtlich, daß das Herz der Mutter davon tief bewegt wurde. Sollte sie aber dieser Schwachheit nachgeben? Sie versuchte noch einmal, das Mädchen wenigstens zu einem längeren Aufenthalte zu bewegen.

„Ich muß gehorchen, wenn Sie es befehlen", antwortete Madlone. „Aus freier Wahl nicht! Ich kann es nicht, Mama!"

„Nun denn!“ rief die Mutter auflodernd. „So muß ich für Dein Bestes sorgen! Du wirst es einst einsehen lernen. -- Noch vier Wochen sollst Du hier bleiben.“

Madlone war wieder lilienbleich geworden und neigte ihr Haupt.

„Dann werde ich wieder zu Dir kommen, mein geliebtes Kind“ — fuhr die Gräfin fort, indem sie sich mit aller Kraft gegen ihr Gefühl sträubte. „Dann wirst Du mich anders empfangen!“

„Und wenn ich nicht anders denke, Mama? Werden Sie dann — “

„Ich werde dann handeln, wie es meine Pflicht ist!“ unterbrach sie die Mutter. „Leb' wohl, mein Kind!“ Sie reichte ihr die Hand, welche Madlone mit niedergeschlagenen Augen küßte. „Bitte die Priorin, mir noch ein kurzes Wort zu gestatten“, sagte die Gräfin und ihre Tochter entfernte sich. Wenn sie ihr in das Angesicht geschaut hätte, würde sie von dem herben Zuge, der um Madlonens Lippen zuckte, vielleicht bewegt worden sein, ihren Beschluß zu ändern; sie mochte das wohl selbst fürchten, darum vermied sie, ihrem Kinde einen letzten Blick zu schenken.

Die Priorin erschien gleich darauf und hatte ein ernstes Gespräch mit der Gräfin, wodurch diese in der

eben getroffenen Entscheidung wieder schwankend wurde. Zu ihrer Verwunderung war die Oberin nicht damit einverstanden. Sie glaubte, daß ein unfreiwillig verlängerter Aufenthalt im Kloster nur dazu dienen könne, die guten Keime, welche sie bereits in der Seele der jungen Dame wahrgenommen hatte, zu ersticken, dagegen dieselben, bei den Rückerinnerungen an das hiesige friedliche und doch nicht düstere Leben, dessen Vorzüge sie ja selbst wiederholt anerkannt, still und freudig gedeihen und endlich doch die erwünschte Frucht bringen würden. Die Gräfin beschloß denn auf den Rath der seelenkundigen Frau, ihre Tochter dennoch heut mitzunehmen, dann aber nicht länger mit ihr in der geräuschvollen Hauptstadt zu verweilen, sondern sie in die Stille eines ländlichen Aufenthalts zu führen, wo sie ohne Zerstreuung der heilsamen Richtung, welche mütterliche Sorge ihren Gedanken schon gegeben, folgen könne. Während die Priorin es übernahm, die Comtesse von dem geänderten Entschlusse ihrer Mutter zu unterrichten und Alles zur ungesäumten Abreise vorzubereiten, kehrte die Gräfin in das Sprachzimmer zurück, in welchem Marietta sie mit großer Ungeduld erwartete.

„Ich glaubte schon, Euer Gnaden hätten auch mich zu meiner Seelenrettung hier gelassen", sagte sie.

„Du bist eine Spötterin, Marietta!" erwiederte die

Gräfin. „Es wäre Dir wohl gut, wenn Du für Deine unsterbliche Seele sorgtest, so lange es noch Zeit ist."

„Habe ich mich über die Comtesse geirrt?" fragte Marietta, ohne auf diese Rede einzugehen.

„Ja, Marietta! Ich glaube es ganz gewiß — die Priorin ist ganz meiner Meinung: nur Zeit muß man dem jungen Gemüth lassen, es nicht drängen, nicht übereilen." Es waren fast dieselben Worte, welche die Oberin gebraucht hatte und Marietta hörte sie mit dem eigenthümlichen Lächeln an, das ihre Herrin nur zu gut an ihr kannte.

„Ich weiß schon Alles, gnädige Gräfin", sagte sie. „Die Comtesse fährt also mit uns zurück?"

„Ja. Wir werden aber nicht in Coblenz bleiben, sondern bis zum Winter, vielleicht auch bis zum nächsten Frühlinge, nach dem Eberswald gehen. Dort in der Stille des ländlichen Aufenthaltes —" und sie wiederholte auch diese Worte der Priorin, welche ihr ein Evangelium waren. Marietta nahm sie aber mit demselben ungläubigen Lächeln auf.

„Was hat Ihnen aber die Comtesse selbst gesagt?" fragte sie.

Die Gräfin besann sich eine Weile, sie rief sich alle Aeußerungen Madlonens zurück, auf welche sie, erschreckt durch den Sinn derselben und von ihren eigenen Ge-

danken bestürmt, nicht mit voller Aufmerksamkeit geachtet hatte; jetzt aber fiel ihr auf einmal ein, was sie in die höchste Unruhe versetzte: es bestätigte ja vollkommen Marietta's Annahme über ihren Herzenszustand. Sie sah Madlonen vor sich stehen, die Hand auf die Brust gelegt, die blasse Wange erglühend; von dem Gefühl hatte sie gesprochen, das in ihr lebe! War das ein Geständniß gewesen?

„Marietta! Wenn Du mir treu bist — sage mir, was weißt Du oder vielmehr was denkst Du über meine Tochter? Du glaubst, daß sie eine geheime Neigung in ihrem Herzen hege — Du behauptest sogar, den Gegenstand dieser Neigung zu kennen! Wenn ich Dich nicht für eine Lügnerin halten soll, so brich Dein Schweigen, das nur Eigensinn oder Untreue gegen mich ist — man hat Dich vielleicht erkauft!"

„Kann sein, Madonna!" erwiederte die Italienerin, ihre Lippe aufwerfend, wodurch sich immer der dunkle Schein auf derselben, der mit den Jahren stärker geworden war, scharf abzeichnete.

„Ich habe Madlonens Herz vergebens zu ergründen gesucht —" fuhr die Gräfin fort.

„Gegen Ihr Versprechen?" fragte Marietta mit ihrem lauerndsten Schlangenblicke.

„Nicht doch! Was ich verspreche, das halte ich

auch. Durch Beobachtung — durch Gespräche! Nie hat sie sich gegen mich durch das geringste Zeichen verrathen —"

„Das glaube ich! Wer hütet sein süßes Geheimniß nicht! Ich sollte meinen, das wüßten Sie!"

„Du meinst doch nicht etwa", fuhr die Gräfin auf, „daß schon ein geheimes Einverständniß walte?"

„Nein, das haben Euer Gnaden nicht zu fürchten!" erwiederte Marietta. „Mehr fordern Sie aber nicht von mir!"

„Du mußt mir beichten! Fordere von mir, was Du willst, Du sollst es haben, wenn Du mir den Namen nennst!"

„Wohlan! Geben Sie mir zurück, was Sie mir geraubt haben: mein gutes Gewissen!" sagte die Italienerin mit einem dunkel glühenden Blicke, und die Gräfin starrte sie erbleichend an.

Ehe sie sich zu einer Antwort auf diese Rede des Irrsinns ermannen konnte, trat Madlone reisefertig ein, um ihrer Mutter für den Beweis ihrer Liebe zu danken.

Achtes Kapitel.

Das ewige Gebet.

Der Sommer war vorüber, der Herbstwind wehte schon über die Stoppeln. In den vollen Scheuern klang der Taktschlag der Drescher auf der Tenne, die Winzer in den Weinbergen sahen nach der Klärung der Trauben. Auf den leeren Feldern gab's fröhliche Jagdlust, im Hasentreiben wurden auf den Marken von Engers, Grünbach, Weiß oder Sayn oft mehr als tausend Stück erlegt, es gab auch in den Waldrevieren große „eingesperrte" Jagden, wo das Wild mit Netzen umstellt und an den erbauten Tribünen vorübergetrieben wurde, um hier von höchster oder doch hochgeborner Hand gemächlich erlegt zu werden. Selbst Damen waren zu diesen Belustigungen eingeladen, und den Kurfürsten von Trier begleitete stets ein zahlreiches Jagdgefolge, in welchem sogar der Hofkaplan und der Dominikanerpater

nicht fehlen durften. Seltsame Contraste unter dem Regiment des Krummstabes! Wer den stattlichen Fürsten sah, wie er bei Parforcejagden im grünen, einfachen Jagdkleide einer der kühnsten Reiter war, bei den großen Galatagen im sammtnen, mit Gold durchwirkten Kleide, oft auch ganz in Drapd'or an Pracht mit dem Monarchen von Frankreich wetteiferte, wie er an der Tafel dem Pokal, ohne viel dadurch angefochten zu werden, dem tapfersten Zecher gleich, zusprach, in einem Kapuzinerkloster sogar, wo er mit dem ganzen Hofe gespeist, nach aufgehobener Tafel im Refectorium — wir erzählen Wahrheit! — den bärtigen Ordensbrüdern den zu Gesundheiten kreisenden Humpen nicht erließ und sich Abends sehr drastisch darüber aussprach, daß der Pater bei der Andacht vergessen, das: salvum fac servum et antistitem nostrum Johannem Philippum zu singen — vor den Kurfürsten in dieser weltlichen Gestalt als echten Sohn des achtzehnten Jahrhunderts sah und ihn als Erzbischof am Hochaltar erblickte mit Mithra und Inful, das von großen Diamanten und anderen Edelsteinen strahlende Pectoralkreuz auf dem schneeweißen Rochetum, in allem kirchlichen Glanze und dabei doch so demüthig, voll wahrer, nicht erheuchelter Frömmigkeit und heiligen Ernstes: der würde, wenn er es nicht gewußt hätte, kaum für möglich gehalten haben, daß es

ein und derselbe Mann war. Dieselben Gegensätze zeigten sich auch in den Verordnungen des weltlichen und geistlichen Regiments, das zwar zwei verschiedenen Collegien anvertraut war, aber doch immer in Eine Spitze zusammenlief. In weltlichen Dingen Alles auf das praktische Bedürfniß und die Wohlfahrt der Einwohner berechnet, in geistlichen nicht minder besorgt für das Seelenheil, aber in strengster, bisweilen an starre Ascetik streifender Anschauung, besonders was die Duldung gegen Andersglaubende betraf. Cujus regio, illius religio — „Wessen das Land, dessen die Religion!" Dieser viel angefochtene Grundsatz der Reformationszeit hatte doch gerade in den geistlichen Gebieten des deutschen Reichs seine volle Geltung und es mochten nur deren Wenige sein, wo Akatholiken, die an ihrem Glauben hingen, sagen konnten: „Unterm Krummstabe ist gut wohnen!" Das Beispiel der ausgetriebenen Salzburger war noch in frischem Andenken.

Den kirchlichen Anordnungen im Erzstift Trier lag immer eine tiefe religiöse Idee zum Grunde. Es macht noch heut auf manchen Protestanten, der in katholischen Landen reist oder verweilt, einen wohlthätigen Eindruck, dort die Kirche stets offen und in ihnen zu jeder Tageszeit Andächtige zu finden, welche dem Herrn ihre Herzen mit all ihren Bekümmernissen darbringen und von ihm

Trost empfangen; — daß die Kirchen unleugbar auch zuweilen gar weltlichen Dingen zur Freistatt dienen, kann den schönen Brauch nicht herabsetzen. Im Erzstift Trier war die geistliche Seelsorge noch einen Schritt weiter gegangen, sie hatte vor zwei Jahren im ganzen Lande das sogenannte „ewige Gebet" verordnet. Es sollte nämlich durch alle Tag- und Nachtstunden des Jahres fortwährend Gottesdienst sein, von einer Kirche des Erzstifts zur andern, nach einer genau bestimmten Reihenfolge, übertragen. Dazu war der Plan sorgfältig ausgearbeitet worden, und hatte die erzbischöflich-kurfürstliche Sanction erhalten. Jede Kirche wußte, an welchem Tage des Jahres und zu welcher Stunde sie die Reihe traf, und diese folgte nicht etwa den neun und dreißig Aemtern des Landes nach ihrer benachbarten Lage, sondern weckte die Kirchenglocken in weit überspringender Weise bald im niederen, bald im oberen Erzstift — strenge Ahndung hätte eine Versäumniß darin getroffen.

In der Klosterkirche zu Sayn hatte dazu ein mitternächtlicher Gottesdienst stattgefunden und war durch eine ärgerliche Störung unterbrochen worden. Ein fremder Mensch, der sich unter die zahlreich versammelten Kirchleute gemischt hatte, war in Krämpfe verfallen und hatte dabei jene markdurchdringenden Töne ausgestoßen,

welche Jedem, der sie einmal gehört hat, unvergeßlich bleiben. In früheren Zeiten wurde das Mitleid mit solchen Unglücklichen durch das Grauen erstickt: der Aberglaube hielt sie für Besessene, und daß der Fremde, der sich hier eingefunden hatte, gerade in der Kirche, während der Abt vor dem Hochaltar fungirte, von solchem Uebel heimgesucht wurde, konnte die Annahme nur bestätigen — wie konnte es anders sein, als daß der Teufel, von dem er besessen war, in Qualen am heiligen Orte verfiel? Man hatte den Armen schnell beseitigt, aber die Andacht war gestört und wohl Niemand aus der Gemeinde konnte seine Gedanken recht wieder sammeln.

Auch die beiden adeligen Familien, welche in Sayn lebten, hatten dem ewigen Gebet, welches diesmal gerade zur Mitternachtstunde der Klosterkirche zugefallen war, beigewohnt und gingen nun auf dem Fußsteige zwischen den Gärten, mit Laternen, welche ihre Dienstleute trugen, zusammen heim. Der unheimliche Vorfall wurde auch hier noch besprochen. Wer der Mann gewesen und wie er hieher gekommen war, hoffte Herr von Boos morgen zu erfahren. Als Amtmann hatte er nächst der bürgerlichen Verwaltung auch die Gerichtsbarkeit in erster Instanz und die Polizei. Der Gerichtsbote oder der Schultheiß war verpflichtet, ihm über alle besonderen

Vorfälle Meldung zu machen. „Ich habe den Kerl gesehen und glaube, ihn zu kennen", sagte Stein. „Wenn es derselbe ist, so hat er einmal bei mir gedient, ist aber wegen schlechter Streiche weggejagt worden und dient jetzt in Montabaur oder in Altenkirchen."

„Damit wäre ja erklärt, wie er hieher gekommen ist", erwiederte Boos. „Wahrscheinlich hat er hier nur Gesellen — oder eine Liebste, die er besucht hat." Frau von Boos, welche vor ihrem Manne ging, sah sich bei diesem Worte nach ihm um und er konnte beim Schein der Laterne, der ihr Gesicht traf, nicht undeutlich ihren Vorwurf erkennen.

„Irgend einen Unfug hat er im Sinn!" sagte Stein. „Er hat mir's angedroht. Nun, mag er nur kommen!" Frau von Stein dachte nicht so gleichgültig, sie äußerte ihre Besorgniß, daß er wohl gar Feuer anlegen könne, und meinte, gegen böse Menschen könne man sich mit aller Vorsicht nicht schützen.

„Wir stehen aber in Gottes Hand!" sagte ihre Schwester, welche hinter ihr ging, leise zu ihr.

„Wenn er jetzt in Altenkirchen ist", sprach Boos, „so hat ihn vielleicht mein Brandenburger College, der Amtmann, wieder hergeschickt. Die Antwort, welche ich von ihm auf meine Anfrage über die bewußten Schnüffeleien erhielt, klang sehr ausweichend. Haben

Sie Nachrichten von Ihrem Herrn Neveu, Fräulein von Kellberg?"

„Lange nicht", erwiederte diese. — Die Unterhaltung war sehr schwierig, da die fünf Personen, und zwischen ihnen einer von den drei Laternenträgern, auf dem schmalen Pfade hinter einander gingen. Sie schritten jetzt eine Weile schweigend fort, als plötzlich der vorderste Knecht stutzte und nach der Seite leuchtete — und fast zugleich Herr von Stein, der ihm unmittelbar folgte, laut rief: „Hier liegt er, wahrhaftig!"

Frau von Boos bebte erschrocken zurück und wandte, gleichsam Schutz suchend, sich zu ihrem Manne um. — „Was ist denn?" riefen die beiden Schwestern, welche hinter Boos, wie sie gebeten hatten, den Zug schlossen.

„Der Veit!" rief Stein, welcher sich mit Boos und dem vorleuchtenden Knechte zur Seite niedergebeugt hatte. „Es ist wirklich der Veit — hier liegt er und regt kein Glied! Diese Menschen!"

Der anklagende Ausruf fand unter den Frauen mitleidige Zustimmung. Sie drängten sich hinzu, wo an einer Ausweitung des Fußsteiges ein Mensch in bewußtlosem Zustande an der Hecke lag — auch Frau von Stein erkannte beim Schein der Laternen den flachshaarigen Knecht, der im vergangenen Jahre auf ihrem Hofe gedient hatte und wegen Veruntreuung und Lieder-

lichkeit entlassen worden war; damals hatten sich noch keine Spuren der Krankheit bei ihm gezeigt, die ihn seitdem in periodischen Anfällen heimgesucht haben mußte, wenn er wirklich derselbe war, der in der Kirche von Krämpfen befallen und hinausgeschafft worden. Welche Grausamkeit aber, daß man für den Unglücklichen nicht weiter gesorgt, sondern ihn seinem Schicksal überlassen hatte.

„Ist noch Leben in ihm?“ fragte Frau von Stein.

„Freilich! Er schläft wie ein Dachs“ — sagte ihr Mann. „Das ist immer so, wenn der Krampf vorbei ist.“

„Wir können ihn aber doch nicht hier liegen lassen“, versetzte die Stein und die anderen Frauen stimmten ihr bei.

„Faßt an, Leute!“ rief Stein. „Bringt ihn zu mir!“ Die Knechte zauderten, selbst sein eigener schien keine rechte Lust zu haben, dem Befehle Folge zu leisten.

„Denkt Ihr, er beißt?“ rief Stein. „Sie erlauben doch, Nachbar, daß einer von Ihren Leuten hilft?“

„Natürlich!“ entgegnete Boos. „Angefaßt!“

„Gnädiger Herr!“ antwortete der älteste seiner beiden Knechte furchtsam, „er hat das böse Wesen —“

„Lassen Sie nur!“ bat Stein, als Boos zornig den Abergläubischen unterbrach und ihm befahl, augen=

blicklich zu gehorchen. „Ich bringe den Burschen schon allein fort, wenn sich die Kerls wie alte Weiber fürchten."

Er hob den Bewußtlosen von der Erde auf und wollte ihn auf seine Schulter nehmen, da faßten die Leute aber doch sämmtlich zu und baten um Verzeihung. Stein überließ ihnen den Kranken nicht allein, sondern half ihn wenigstens tragen, als sein Knecht endlich angefaßt hatte, die andern wies er zurück.

Der Zug setzte sich nun wieder in Bewegung und die Frauen konnten sich gar nicht über die grausame Behandlung des Armen beruhigen. „Daß sie ihn hieher an diesen abgelegenen Ort getragen haben!" sagte Frau von Boos. „Gerad' als sollte er hier in seinem Elende umkommen!"

„O nein! Hier mußten wir ihn ja finden!" entgegnete Boos. „Uns war er damit überliefert."

„Zu mir haben sie ihn schaffen wollen!" sagte Stein unter seiner Last — denn der Ohnmächtige war schwer wie Blei. „Es mag ihn wohl Einer oder der Andere erkannt haben, da haben sie ihn mir vor die Thür legen wollen, unterwegs aber hat sie die Furcht gepackt, sie haben ihn hingeworfen und sind davon gelaufen. Schöne Christen! Was hilft mir da das mitternächtliche Singen und Beten!"

Bald darauf trennten sich die Familien, und Stein lehnte das nochmalige Anerbieten des Nachbars, wenigstens einen seiner Knechte mitzunehmen, ab. „So viel Kraft habe ich doch noch in meinen alten Knochen!“ sagte er. Als er seinen Hof erreichte, schaffte er den Kranken, der nicht wußte, was mit ihm vorging, in den Stall, ließ ihm dort eine Streu bereiten, schalt den Knecht noch über seine Dummheit und Feigheit aus und überließ es dann seiner Frau, durch Hausmittel, deren sie als gute Landwirthin für alle vorkommenden Fälle wußte, das ihrige zu thun, damit dem Krampfanfall nicht etwa ein Schlagfluß folge.

„Daß Er mir nicht ausreißt!“ warnte der Gutsherr noch grimmig seinen Knecht. „Ich werde Ihn visitiren und wehe Ihm, wenn ich Ihn nicht im Stalle finde!“ Er stand auch wirklich noch vor Tagesanbruch einmal auf, um sich zu überzeugen, ob seinem Befehle gehorcht sei, fand aber den Knecht, wie den Andern, im festen Schlafe: Beide schnarchten um die Wette und Stein kehrte zufrieden in seine Stube zurück. „Morgen werden wir ja hören, was der Veit in Sayn gewollt hat!“ sagte er zu seiner Frau.

Als er jedoch am Morgen früher aufstand, als sonst, um wie gewöhnlich die Mägde und den Knecht zu wecken, fand er im Stall das Lager des Menschen, den er aus

Barmherzigkeit aufgenommen hatte, leer und im ganzen verschlossenen Hofe keine Spur von ihm. „Hallunke!“ murrte er vor sich hin.

Auch seine Frau war entrüstet, daß Veit ohne Dank und Abschied, wahrscheinlich sobald er zum Bewußtsein gekommen und inne geworden war, wo er sich befand, sich entfernt hatte; sie konnte kaum erwarten, mit ihrer Schwester davon zu sprechen, welche sich gestern so mitleidig über den Mann geäußert hatte.

Antoinette blieb aber auch heut dabei, daß er mehr zu beklagen, als zu verurtheilen sei; gewiß habe er aus falscher Scham, wie Menschen von niederen Gefühlen sind, die Demüthigung vermieden, vor das Angesicht seines ehemaligen Herren zu treten, welcher sich trotz seines früheren schlechten Verhaltens seiner angenommen. „Freilich ist es das böse Gewissen, das ihn verscheucht“, sagte sie, „aber mag ihn nach Sayn geführt haben, was es sein mag, vor einem rachsüchtigen Anschlage, wie Ihr Beide ihm gestern zugetraut, seid Ihr nun sicher.“

„Das glaube ich freilich auch!“ erwiederte die Schwester. „Er müßte denn wirklich vom bösen Feinde besessen sein, wie die abergläubischen Leute sich eingebildet haben.“

Herr von Boos kam bald darauf herüber, um sich

zu erkundigen; ihm war vom Gerichtsboten gemeldet worden, daß der fremde Mensch, welcher den Gottesdienst gestört habe, allerdings als ein früherer Knecht des Herrn von Stein von einem hiesigen Einwohner, der ihn mit aus der Kirche schaffen helfen, erkannt worden und darum auf dessen Rath nach dem Stein'schen Hofe getragen worden sei. Unterwegs habe er aber, von seinem innern Feinde gequält, wieder so gräßlich angefangen zu schreien, daß sie, von Entsetzen ergriffen, ihn nur schnell niedergelegt und die Flucht ergriffen hätten. Die heimliche Entweichung des Undankbaren stellte ihm jetzt ein schlimmes Zeugniß aus und der Amtmann wollte auf ihn fahnden lassen.

„Mag er laufen, Nachbar!" versetzte jedoch Stein. „Ich denke zwar nicht, wie meine Schwägerin, daß er nun vor Liebe zu mir närrisch werden wird, aber was sollen wir mit ihm anfangen? Daß der arme Teufel Krämpfe kriegt, ist doch kein Verbrechen, wofür er bestraft werden kann, und warum soll er nicht seiner Wege gehen, wenn er wieder gesund ist? Ein Plaisir kann's ihm nicht sein, mit mir noch zu reden. Dank verlange ich nicht und kann ich auch von Seinesgleichen nicht erwarten."

Boos gab dann die weitere, jedenfalls unfruchtbare Nachforschung auf, doch wurde der Vorfall unter den

Einwohnern von Sayn noch vielfach besprochen und mit allerlei schauerlichen Zusätzen ausgeschmückt. Die Leute, welche den unheimlichen Gesellen aus der Kirche getragen und dann unbarmherzig hingeworfen hatten, mußten sich doch rechtfertigen. Selbst im Kloster erzählte man sich, daß aus dem Munde des Unglücklichen, als er durch die Nacht getragen worden, lebendige Funken gesprüht, jedenfalls Funken des höllischen Feuers, aus welchem der böse Geist, der sich seiner bemächtigt, herstammte. Der Abt wurde sehr unwillig, als dies Gerede zu seinen Ohren kam, und beklagte sich gegen seinen Bruder, daß das Werk, das er sich für die Bildung seiner Untergebenen zur Lebensaufgabe gemacht, noch so weit hinter seinen Erwartungen zurückgeblieben sei. Gerhard meinte, daß es ihm vielleicht an Einzelnen, nimmermehr aber an einer ganzen Gemeinschaft gelingen werde, wenn das Zeitalter noch im Widerspruch mit seinen Bestrebungen stehe. —

Ueber Sayn erhebt sich auf dem rechten Ufer des Baches ein Waldberg, der vom Thale aus ziemlich mühsam zu ersteigen ist, dafür aber durch die herrlichste Aussicht nach drei Seiten hin belohnt. Er hieß damals der Römerberg, ist aber später nach Friedrich Wilhelm, dem Fürsten von Nassau Usingen, der Friedrichsberg genannt worden, als dieser bei der Säcularisation der

geistlichen Länder diesen Theil des kurtrierschen Gebiets erhielt und jenen Berg mit Parkanlagen versehen ließ. Vor hundert Jahren stand er noch in seiner Waldpracht naturwüchsig da — ob er durch die Kunst verschönert worden, mag zweifelhaft sein, jedenfalls hat sie aber durch einige Lichtung herrliche Aussichtspunkte geschaffen, welche früher mit Schwierigkeit aufgesucht werden mußten. Diese Schwierigkeiten scheuten wohl die meisten Bewohner von Sayn und nur wenige, deren empfängliche Gemüther sich an liebgewonnenen Stätten mit immer neuem Genusse der Natur erfreuten, stiegen von Zeit zu Zeit wieder hinauf, um eine Stunde oder zwei auf dem vom Sturmwind umgestürzten Baumstamme, der schon Jahrelang an einer hohen Stelle lag, zu verbringen: Dr. Ohm mit einem Buche, Studium und Naturschönheit — utile dulci! zu genießen, Antoinette Kellberg mit irgend einer Handarbeit, seltener auch Frau von Boos. Zuweilen trafen sie sich unverabredet droben und dann verlängerte sich bei harmlosem Gespräch der Aufenthalt.

Antoinetten war es aber am liebsten, wenn sie die Stätte einsam traf; sie suchte dieselbe ja meist auf, wenn sie allein sein wollte. Der Baumstamm lag unweit der Stelle, wo jetzt die große Birkenrotunde mit Bänken unter dem weit vorgebauten Dach, aber für gewöhn-

lich mit versperrten Thüren und versetzten Fenstern steht. Für die Aussicht hatte schon der Kurfürst von Trier bei gelegentlichem Besuche sorgen lassen, auf andern Punkten öffnete sich ein Tiefblick auf das langgestreckte Sayn, wo man drüben die schönen Thalhänge mit der alten Burg bewundern und sein Auge bis zum Rhein schweifen lassen konnte, hier war es vorzüglich das obere Thal, das sich in reizender Abgeschlossenheit nach Isenburg hinaufzieht, an welchem sich der sinnige Beschauer laben konnte. Antoinette Kellberg war heut, ihrem Wunsche gemäß, ganz allein. Sie zog ihre Arbeit hervor und saß in ihrer Seele still und zufrieden wohl zwei Stunden lang, ehe sie an den Heimweg dachte. Manches, das sie jüngst erfahren hatte, konnte wohl ihr Gemüth bewegen, aber sie war gewohnt, Alles, was ihr Sorgen weckte, bald zu überwinden und dem Herrn anheimzustellen, wenn ihr thatkräftiger Geist für sich selbst keine Möglichkeit sah, es zu ändern oder zu lenken. Der feste Glaube, daß nichts in der Welt dem bloßen Zufall anheim gegeben ist, ließ dann bald wieder die Stille und den Frieden in ihre Seele zurückkehren. Wie hatte sie um ihren Liebling gebangt, als sie zuerst von der Gefahr, die über ihm schwebte, eine Andeutung erhalten, wie sehr sich betrübt, daß er diese Gefahr leichtsinnig heraufbeschworen hatte! Dann war die schöne Hoffnung

erwacht, daß eine reine Liebe läuternd auf ihn wirken, das Bild, das ihn in den wilden Krieg begleitete, ihn vor neuen Verirrungen bewahren werde. Und nun die Trübung der weiter gehenden Hoffnungen, welche sie daran für eine glückliche Zukunft geknüpft, durch die Nachricht, daß Madlone dem Kloster geweiht sei! Endlich die wie ein Meteor aufflammende Erscheinung der Fremden, welche sich, wenn auch gegen sie nicht mit klarem Wort, doch gegen Andere ungescheut als Braut ihres Max bekannt hatte und ihm unzweifelhaft nachgeeilt war, um ihn aufs Neue zu bestricken und vielleicht auf ewig an sich zu fesseln! Welch eine Flut von Bekümmerniß für das treue liebevolle Gemüth Antoinettens! Und doch hatte sie mit starker gläubiger Seele Alles überwunden und baute auf Gott, der jede Schickung zum Besten lenkt; mag das der Mensch auch erst im ewigen Lichte erkennen! Sie ließ heut das Alles in ihrem Geiste noch einmal erwachen, und fühlte sich dennoch so vertrauensvoll, daß sie mit sanftem Lächeln hinaufschauen konnte, wo der Himmel seine schimmernde Kuppel über das wunderschöne Thal wob. Vertrauen läßt nimmer zu Schanden werden.

Endlich stand sie auf; es war schon spät, wie sie am Stand der Sonne sah, sie mußte an den Heimweg denken. Als sie sich wandte, um zu dem Ostrande des

Berges zu gehen, wo er nach Sayn abfällt, bemerkte sie, daß sie nicht mehr allein war. In einiger Entfernung, ihr abgekehrt, lag ein Mann im Grase; das Rauschen ihres Gewandes ließ ihn sich umschauen, er sprang rasch auf und kam näher.

„Veit!" sagte sie verwundert, als sie ihn jetzt erkannte. Es war der ehemalige Knecht ihres Schwagers, derselbe, welcher jüngst die Störung des nächtlichen Gottesdienstes verursacht hatte.

„Ja, gnädiges Fräulein, der Veit!" erwiederte er, die Mütze von dem wirren Flachshaar ziehend.

„Was willst Du?" fragte sie ruhig.

„Sie sind immer so gut gegen mich gewesen — ich hab's nicht vergessen, wie Sie manchmal für mich gebeten haben — und was Sie mir zugeredet, daß ich das Trinken lassen sollte."

„Nun, Veit, deshalb bist Du doch nicht hergekommen?"

„Doch, gnädiges Fräulein. Ich hab's Ihnen nicht vergessen, und wenn ich dem Herrn, der so hart gegen mich gewesen ist, noch kein Böses drum gethan, so ist es nur um Ihretwegen geschehen."

„Schäme Dich, Veit! Hast Du nicht Alles verdient, was Dir von meinem Schwager geschehn ist?"

Er schluckte seine Antwort nieder. „Ihretwegen bin

ich am Montage nach Sayn gegangen", sagte er dann, „kam spät an und wollte im Rothhammer schlafen, aber da war das ewige Gebet in der Nacht und mich zog's, wie bei den Haaren, hin."

„Möchtest Du nur recht oft in die Kirche gehen!" erwiederte das Fräulein, als er in seiner Rede innehielt, als scheue er sich, von seinem Anfall zu sprechen. „Du wurdest krank, armer Mensch, und wir fanden Dich dann auf dem Heimwege, mein Schwager hat Dich selbst nach Hause tragen helfen."

Veit ließ den Kopf hängen. „Der alte Baldewein vom Herrn von Boos hat mir's heut gesagt — aber ich konnte doch nicht da bleiben, ich fürchtete mich. Nun bin ich heute wieder hergekommen, weil ich Sie doch dazumal nicht gesehen habe. Ich wollt' Ihnen nur sagen, daß es scharf hinter dem jungen Herrn von Kellberg hergeht."

„Wie meinst Du das?" fragte das Fräulein bestürzt.

„Ja! Sie wollen ihn haben, todt oder lebendig! Es ist neue Ordre gekommen. Ich stehe gut dort, weil ich einmal gesagt hab', daß ich einen Zahn auf den Sayner Herrn von Stein hätte, und so sagt mir der Frohn Alles, was er beim gnädigen Herrn Amtmann erfährt, und fragt mich aus, weil ich hier alle Schliche kenne."

„Was aber hat mein Neffe damit zu schaffen?“ rief das Fräulein mit klopfendem Herzen.

„Ja, das kann ich Euer Gnaden weiter nicht sagen!“ erwiederte Veit. „Er soll, wie mir der Frohn sagte, das Leben verwirkt haben, und wie er hier war, wollten sie ihn haben, ich sollte mitgehen, um ihn fangen zu helfen, aber — da er doch zu ihrer Gastfreundschaft gehörte, mocht' ich's nicht und ich dankte Gott, daß er wohl bei Zeiten Wind bekommen und sich aus dem Staube gemacht hat. Jetzo aber wissen sie, wo er ist, und haben ausgeschickt nach ihm. Das hörte ich am Sonntage und den Montag ging ich, sobald ich konnte, von Altenkirchen weg, lief den weiten Weg in einem Strich und kam doch erst so spät her, daß ich nicht mehr zu Ihnen gehen durfte. In der Kirche aber packte mich's wieder — ich hab's nun schon zum dritten Male gehabt! Und dann scheuchte es mich fort, und ich dachte, was geht's Dich an, ein Jeder mag sich seiner Haut wehren, so leicht läßt sich schon ein Soldat nicht erwischen — so dacht' ich, aber ich konnte nicht essen, nicht schlafen, es ließ mir keine Ruhe und ich mußte doch wieder herlaufen und es Ihnen sagen, ein Armer kann's manchmal doch einem Reichen wieder gut machen, was er an ihm gethan hat, wie Euer Gnaden an mir.“

Antoinette hatte ihn aussprechen lassen und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit angehört. Wie dunkel auch die ganze Geschichte war, Eins konnte sie zu ihrer erneuten Besorgniß daraus entnehmen: daß Max durch seine Entfernung nicht der Verfolgung seines unversöhnlichen Feindes entzogen sei, sondern dieser ihn sogar beim Heere in seine Gewalt zu bringen trachte. Es war aber doch ganz unwahrscheinlich, daß ein so freches Unternehmen gelingen werde. Wenn der Kurfürst von Trier die Auslieferung verweigert hatte, um wie viel weniger würde der Feldherr, dem Max seine Dienste geweiht hatte, einem solchen Ansinnen willfahren! Und durch einen Gewaltstreich sich eines Officiers inmitten seiner Truppen zu bemächtigen, konnte man doch wohl nicht versuchen! — Sie dankte Veit für seine Mittheilung und fragte ihn noch aus, so weit sie hoffen durfte, durch ihn über das ganze Getriebe etwas zu erfahren. Er wußte jedoch nicht mehr, als sie schon aus den frühern einzelnen Anzeichen und den halben Eröffnungen ihres Neffen sich zusammengestellt hatte. Die neueste Kunde, die er ihr gebracht, war aber wichtig genug. Was sollte, was konnte sie darauf thun? Wer vermochte ihr einen guten Rath zu geben? Ihr Schwager am wenigsten! Sie dachte an Dr. Ohm, welcher an ihrem Neffen einen wahren Antheil nahm und gewissermaßen mit in seine

Geschichte verwickelt war, von dem verhängnißvollen Verlust der Brieftasche an bis zu dem Zufalle, der ihm den Diener der Frau zugeführt, welche sich Max' Braut genannt hatte. Aber er lebte doch nur in seiner längst versunkenen Welt, der Gegenwart und ihren thatsächlichen Verhältnissen entfremdet! Konnte die Walderdorff vielleicht, oder der Kurfürst selbst — ?

Das Alles rauschte ihr schnell im Geiste vorüber, sie mußte es daheim überlegen und ungesäumt handeln, wenn sie konnte. Jetzt reichte sie dem Knecht, der ihr seine Dankbarkeit für frühere Milde bewiesen hatte, ein Geschenk, er nahm es aber durchaus nicht an, eben so wenig wollte er mit ihr gehen, als sie ihn dazu einlud und ihm bei ihrem Schwager die beste Aufnahme versprach. — „Aber wenn ich einen Botengang für Dich hätte, Veit?“ fragte sie, von einem Gedanken, wie von einem plötzlichen Lichtstrahl, durchzuckt. „Du würdest doch auf einige Zeit abkommen können?“

„Und wenn ich's nicht könnte!“ rief Veit. „Schicken Sie mich nur!“

„Es könnte weit und auf acht, vierzehn Tage sein! Wäre es nicht möglich, daß Du so lange Urlaub bekämst oder — Deinen Dienst ganz kündigtest? Ich glaube Dir einen versprechen zu können.“

„Ach! Sie wollen mich wohl zum gnädigen Herrn von Kellberg schicken?“ rief er.

Das Fräulein war betroffen, sich so schnell errathen zu sehen. „Sprich gegen Niemand davon!“ sagte sie. „Du sollst schon erfahren, welchen Auftrag ich Dir geben werde. Kannst Du morgen wieder in Sayn zu mir kommen?“

„Ja!“ erwiederte er.

Als sie ihn entließ, fragte sie ihn noch, wie er eigentlich hierher auf den Römerberg komme, wenn er sie habe sprechen wollen; worauf sie hörte, daß er sie habe hinaufsteigen sehen und ihr gefolgt sei, daß er sich aber nicht getraut habe, sie zu stören, bis sie ihn bemerken würde. Sie beschied ihn denn zu morgen, wenn es sich mit seiner Dienstpflicht vereinigen lasse, und ging dann auf dem Pfade hinab, welcher damals nicht wie heut in bequemer Serpentine gelegt war, sondern abschüssig und steinig, nicht ohne Gefahr, ins Thal führte. Veit folgte ihr bis an den Rand und sah ihr mit langem Halse nach, bis sie sicher auf den Grund gelangt war, dann schlug er ein Kreuz über ihr und suchte sich seinen eigenen Weg.

Antoinette war mit sich einig, es schien der einzige Rath, der ihr blieb. Eine Warnung, welche sie ihm durch einen treuen Boten sandte, kam mit Gottes Hülfe

vielleicht nicht zu spät; daß sie sich auf Veit verlassen könne, glaubte sie nach dem heutigen Beweise seiner dankbaren Anhänglichkeit zu wissen, es fragte sich nur, ob ihr Schwager Stein ihn für zuverlässig ansehen und ihm das gute Pferd des Neffen anvertrauen würde. Es war die beste Gelegenheit, Max wieder das Pferd, das ihm gewiß im Felde höchst willkommen war, zuzusenden; der Veit, welcher ein schlauer und entschlossener Bursche war, brachte es gewiß sicher hin — aber freilich gehörte zuerst die Einwilligung ihres Schwagers dazu und sie mußte Alles aufbieten, dieselbe zu erlangen.

Als sie nach Hause kam und sich schon auf Alles, was sie sagen wollte, wie auf jeden Einwurf vorbereitet hatte, sah sie Stein eben auf dem Fuchse die Dorfstraße hinauf traben. In der Hofthür stand seine Frau, welche ihm nachblickte und sich dann umdrehte, um in entgegengesetzter Richtung nach ihrer so lange ausbleibenden Schwester auszuschauen. — Da kam Antoinette schon und sie ging ihr entgegen.

„Ist etwas vorgefallen?“ fragte die Ankommende, denn sie bemerkte in Mariannens Gesicht eine ungewöhnliche Aufregung.

„Der Kurfürst ist wieder in Engers“, erwiederte

diese, „und hat Stein einen Brief geschickt, der mit anderen angekommen ist. Aus Westfalen, Nettchen! Nun es kann ja doch nichts helfen, und Du bist kein Kind und es ist doch am Ende nicht so schlimm: der Max ist gefangen."

Neuntes Kapitel.

Aus heiterem Himmel.

Antoinette war tödtlich erschrocken. So hatte die Gewitterwolke, welche lange drohend über seinem Haupte geschwebt, endlich doch den vernichtenden Blitz auf ihn herabgesandt, er war in die Hand seines erbarmenlosen Feindes gefallen, der kühne Streich war gelungen, Max unrettbar verloren!

„Wo ist der Brief? Von wem?" fragte sie bebend.

Stein hatte ihn zu sich gesteckt und mit nach Engers genommen, wo er vielleicht über die Kriegsereignisse etwas Näheres erfahren konnte. Wenn auch der Kurfürst sich neutral verhielt, nahm er doch an dem Verlaufe des Krieges lebhaftes Interesse und hatte dafür Sorge getragen, stets von den beiden Schauplätzen desselben, dem nahegelegenen, wo der Herzog von Braunschweig gegen die Franzosen operirte, und dem entfernten, wo König Friedrich den Oesterreichern, Russen und

Schweden die Stirn bot, die neuesten Nachrichten so schnell zu erhalten, als es bei den damaligen Verbindungen möglich war. Schon der vorige Brief des Neffen war mit solchen Depeschen befördert angekommen. Das heutige Schreiben, das nicht von ihm war, hatte Frau von Stein natürlich gelesen, es war von einem Waffengefährten im Luckner'schen Husaren-Regimente, welchem Max, wie derselbe schrieb, schon vor einiger Zeit den Auftrag gegeben hatte, für den Fall, daß er „bleiben" oder ihm sonst ein Unglück begegnen sollte, seine Verwandten davon zu benachrichtigen. Das war denn mit kurzen Worten geschehen. Max war mit zwanzig Husaren zu einer Patrouille commandirt worden und dabei von den Franzosen gefangen worden.

„Von den Franzosen?" rief Antoinette mit einem so hellen Aufblick, daß ihre Schwester darüber erstaunte.

„Von wem denn sonst?" entgegnete sie. „Du thust ja, als wäre Dir das eine Freude!"

„Ich — war nicht recht bei Gedanken", erwiederte Antoinette, „die Nachricht hatte mich so erschreckt, förmlich verwirrt gemacht. Freilich von den Franzosen! Von wem sonst! — Ach Marianne", sagte sie gleich darauf, da sie sich schämte, ihrer Schwester etwas zu verheimlichen, „es giebt aber schlimmere Feinde für Max!" und sie erzählte ihr Alles, was sie eben auf dem Römer-

berge gehört hatte, auch ihren Plan, dessen Ausführung nun unterblieb.

Marianne war empört. „Aber das ist ja, als ob ein Hirsch gehetzt wird!“ rief sie. „Eine wahre Mördergrube! Unser Fürst sollte den General Brakel mit tausend Mann hinschicken — ach! was sag' ich! eine Compagnie ist genug! sollte ihm Altenkirchen und seine Freusburg wegnehmen, dann hätten wir Ruhe hier.“

Auf diesen Ausfall erwiederte Antoinette nichts, sie fühlte sich durch die Berichtigung, welche ihre erste, so natürliche Annahme gefunden hatte, im Herzen wahrhaft erleichtert und zog sich bald in ihr Zimmer zurück, um die nun völlig veränderte Lage zu bedenken. Max war freilich gefangen, aber nicht von den verkappten Feinden, welche gegen ihn persönlich ausgeschickt waren, sondern von ehrlichen Kriegern einer Nation, die sie gewohnt war, als ritterlich zu betrachten. Unter anderen Umständen ein Mißgeschick, war es hier doch vielleicht für Max von günstigen Folgen, es entzog ihn vor der Hand jener hinterlistigen Nachstellung — und — Antoinettens Herz pulsirte rascher bei diesem Gedanken! — es hatte wohl auch noch eine andere Bedeutung für ihn, denn es trennte ihn wieder von der gefährlichen Frau, wenn sie ihren Willen, den sie ihr Recht genannt, ihm zu folgen bis an das Grab, durchgeführt hätte!

Stein kehrte sehr bald von Engers zurück, er hatte den Kurfürsten selbst gesprochen und von ihm, als er das Unglück seines Neffen berichtet hatte, mehr eine Art von Zurechtweisung, als Theilnahme erfahren. „Auf jenen Waffen kann kein Segen ruhen!“ hatte der Fürst im Geiste seiner Anschauung gesagt, welche den rein politischen Krieg mit religiösen Elementen mischte, wenn er auch nicht so weit ging, als der heilige Vater, der ihn gern zu einem Kreuzzuge gegen die Abtrünnigen gestempelt hätte. Dabei war Stein aber doch über die gegenwärtige Lage der Dinge auf dem Kriegsschauplatze belehrt worden. Der Herzog von Braunschweig stand an der Lippe, um Hannover zu decken, er hatte 10,000 Engländer zur Verstärkung erhalten und hielt den Marschall von Contades in Schach, der nach der verlorenen Schlacht von Crefeld an die Stelle des unfähigen Prinzen von Clermont getreten war. Soubise dagegen, welcher die zweite französische Armee, bekannt genug durch ihre vorjährige Niederlage bei Roßbach, commandirte, war, durch Reichstruppen verstärkt, in Hessen eingefallen, hatte den Prinzen von Ysenburg, der dasselbe vertheidigte, mit vierfacher Uebermacht geschlagen und stand nun, nachdem sich jener nach der Weser zurückgezogen hatte, dem General von Oberg gegenüber, welcher bei Sondershausen zur Deckung von Hessen ein

festes Lager aufgeschlagen hatte. Hier wurde eine Schlacht erwartet, es fragte sich nur, ob die Hessen sie annehmen würden, da sie nur 9000 gegen 30,000 Mann stark waren. Daß in Westfalen in diesem Jahre noch etwas vorfallen werde, glaubte man nicht; der Herzog von Braunschweig hatte sich bereits eine große Achtung bei seinen Gegnern verschafft und diese begnügten sich wahrscheinlich, so lange die gute Jahreszeit noch dauerte, mit dem kleinen Kriege, um dann zeitig die Winterquartiere zu beziehen.

Alle diese militairischen Nachrichten, welche Stein zu Hause vortrug, wie er sie dort gehört hatte, interessirten die Frauen nur wenig, ihnen war es die Hauptsache, zu erfahren, wo und auf welche Weise Max gefangen worden war und ob Aussicht vorhanden, daß er bald ausgewechselt werden könne. Darüber gab aber der Brief seines Kameraden, welchen Antoinette jetzt von ihrem Schwager erhielt, keine genügende Auskunft. Er berichtete nur, nach kurzer Erwähnung seines für einen solchen Fall erhaltenen Auftrags, daß der Lieutenant von Kellberg nach der Aussage des Corporals, der mit ihm auf Commando gewesen, durch seine eigene Unvorsichtigkeit in einen Hinterhalt gerathen und gefangen worden sei. Er hatte seinen Streifzug weiter ausgedehnt, als eigentlich seine Instruction gewesen: „Wir

können doch nicht, ohne einen feindlichen Pferdeschwanz gesehen zu haben, ins Lager zurückkommen", hatte er zu seinem Unterofficier gesagt, und als er darauf, schon im Halbdunkel, endlich doch hatte anhalten und Leuten und Pferden eine kurze Rast durch Absitzen geben müssen, war er für seine Person ganz allein nochmals auf eine nahliegende Höhe geritten, wo er doch vielleicht feindliche Wachtfeuer oder, wenn diese verdeckt, deren Wiederschein in den Wolken sehen könnte. Der Unterofficier hatte ihn noch gewarnt und ermahnt, wenigstens eine Ordonnanz mitzunehmen: „Denkt Er, ich brauche eine Kinderfrau?" hatte Kellberg lachend gesagt. Als er auf den Rand der Höhe gekommen, hatten ihn die Husaren noch deutlich ein Weilchen halten sehen, dann war er noch ein Stück auf der anderen Seite niedergeritten — auf einmal hatten sie einen Anruf gehört und gleich darauf einen Pistolenschuß — sie hatten sich gleich in die Sättel geworfen und waren hinaufgejagt, da war aber das Unglück schon geschehen, ein dunkler Trupp von Reitern, vielleicht nur vier oder fünf, aber mit einem Vorsprunge, daß sie ihn nicht mehr einholen konnten, war zu sehen gewesen, im vollsten Laufe nach dem nahen Defilé, und die Verfolgung hatte aufgegeben werden müssen. Weiter schrieb der Officier nichts, und wie genau er auch den Vorfall nach der darüber abgestatteten

Meldung geschildert hatte, ließ sich doch für die anderen Fragen, welche Antoinettens Herz bewegten, nichts daraus entnehmen.

„Warum geht er zu den Husaren!“ sagte Stein. „Dazu ist er schon gar nicht gewachsen. Kleine schwarze Kerls! schrieb der vorige König von Preußen, als er seine ersten Husaren beschafft haben wollte. Der Max ist zu groß und zu breit, sein Posten ist unter den schweren Reitern, dazu paßt er!“

Antoinette erzählte jetzt ihre Begegnung mit Veit und die Nachrichten, welche sie von ihm bekommen hatte. Stein wollte nicht recht daran glauben, weil er dem Veit nichts Gutes zutraute, und als Antoinette gar von ihrem nun vereitelten Plane sprach, lachte der Schwager auf.

„Das wäre ein Frauenzimmerstreich gewesen!“ sagte er. „Du denkst, alle Menschen sind fromme Schafe. Den schönen Fuchs einem solchen Kerl zwischen die Beine geben! Das wär ihm ein gefundenes Stück gewesen — zu Martini hättest Du den Fuchs auf dem Pferdemarkt vom Juden wieder kaufen können!“

„Du denkst immer das Schlimmste von den Menschen!“ erwiederte statt der verstummenden Antoinette seine Frau. „Wirst aber doch an den Officier schreiben,

ihm für seinen Brief danken und ihn um weitere Nachrichten bitten?"

„Ich?!" rief Stein. „Briefschreiben? Damit kommt mir nicht! Hat sich der ungeschickte Junge fangen lassen, mag er sehen, wie er wieder loskommt! Erschießen werden sie ihn nicht, Ranzion für ihn zahlen können wir nicht — wenn er Gelegenheit findet, wird er uns schon zu wissen thun, wo er steckt."

Antoinette winkte ihrer Schwester, daß sie sich keine Mühe geben sollte, ihren Mann für eine Correspondenz, die er haßte, zu gewinnen, sie beschloß selbst an den Officier zu schreiben und den Brief Friederike Walderdorff mit der Bitte zuzusenden, denselben auf sicherem Wege durch den Beauftragten ihres Bruders nach Westfalen zur alliirten Armee gelangen zu lassen. Durch die Post, welche dort wohl unterbrochen war, glaubte sie nicht, daß er an seinen Bestimmungsort gelangen werde. Sie hatte aber noch einen anderen Zweck dabei. Ihr war es ein schauerlicher Gedanke, daß diese Rache unabläßig ihr Ziel verfolgte und weder durch die Zeit, noch weite Entfernung abgeschwächt zu werden schien, um ihn — wie Max bei seiner ersten Besprechung mit ihr auf dem Gange von der Kapelle bei Engers nach Sayn gesagt hatte — zu vernichten! Wie konnte er sich dagegen schützen? Sollte sie denn fort

und fort für ihn zu zittern haben? Sie gedachte nun, mit Friederike Walderdorff über das traurige Verhältniß, natürlich nur so weit als es möglich war, zu reden und mit ihr zu berathen, ob nicht auf irgend eine Weise der Kurfürst sich des Verfolgten annehmen und seinen Feind zu versöhnlicher Gesinnung bewegen könne. Als sie aber in der Einsamkeit diesen Gedanken näher erwog und ihr Alles wieder einfiel, da wurde sie in dem Entschlusse, den sie schon für eine Fahrt nach Coblenz gefaßt hatte, schwankend und begnügte sich endlich, den Brief, den sie an den Kameraden ihres Neffen schrieb, nur mit einem Billet zu begleiten, in welchem sie der Walderdorff die sichere Besorgung desselben ans Herz legte. Vor der Hand war ja doch nichts zu thun!

Pünktlich am folgenden Tage stellte Veit sich ein und war nicht wenig betreten, daß er nur einen Botenweg nach Coblenz machen sollte, statt in weite Ferne, wozu er sich eingerichtet hatte. Selbst die böse Krankheit hatte er sich vorgestern noch von einer klugen Frau bei Altenkirchen versprechen lassen. Urlaub, da er seinem Herrn so brauchbar schien, war ihm, als er einen erlogenen Grund angab, nicht verweigert worden.

Antoinette übergab ihm ihren Brief und schärfte ihm ein, denselben nur einem kurfürstlichen Diener in der Burg auszuhändigen, eine Antwort auf ihr Billet an

Fräulein Walderdorff konnte sie nicht sogleich erwarten, da Friederike wohl erst mit ihrem Bruder Rücksprache zu nehmen hatte. Veit sollte ihr nur Gewißheit bringen, daß er seinen Auftrag richtig ausgeführt habe. Er kam jedoch gar nicht wieder und sie blieb zwei Tage lang zweifelhaft darüber, von ihrem Schwager vielfach geneckt, daß sie einen solchen liederlichen Burschen zu ihrem Courier gewählt habe. „Wenn er den Brief verloren oder unbestellt gelassen hätte, so wäre das jedoch kein solcher Verlust, als wenn er mit dem schönen Fuchs durchgegangen wäre! An die Krämpfe hast Du wohl gar nicht gedacht, Nette? Hätte er sie nicht gar auf dem Pferde bekommen können?"

Am dritten Tage wurde Veit aber wenigstens in so weit gerechtfertigt, als von Fräulein von Walderdorff Antwort auf Antoinettens Brief kam. Er selbst, der ihn nach Coblenz gebracht hatte, ließ sich in Sayn nicht mehr blicken. Die Schwester des Kurfürsten schrieb sehr freundlich, daß sie mit ihrem Bruder gesprochen und dieser genehmigt habe, das Schreiben an den Luckner'schen Husarenofficier einer Sendung beizufügen, die er nach Düsseldorf in diesen Tagen abgehen lasse. Düsseldorf gehörte dem Kurfürsten von der Pfalz, welcher am Niederrhein die schönen Herzogthümer Jülich und Berg besaß; die Truppen des Herzogs von Braunschweig

hatten es in diesem Sommer eingenommen, aber bei ihrem Rückzuge vom Rhein wieder verlassen; dort hatte Johann Philipp von Trier einen Agenten, welcher ihm die Nachrichten vom Kriegsschauplatze frisch zugehen ließ. Seine Schwester schrieb allerdings davon nichts, und Antoinetten war es genug, daß ihr Brief nun auf gutem Wege war. Der Kurfürst hatte sich diesmal nur eine kurze Zeit in Engers aufgehalten; Alles kehrte hier, wie zu Sayn, in das gewohnte Stillleben zurück und mehrere Wochen vergingen, ohne daß irgend ein besonderer Vorfall dasselbe unterbrach. Antoinette Kellberg hörte nichts von Max — war er als Gefangener nach Frankreich transportirt worden? Hatte man ihm denn gar nicht erlaubt, an die Seinigen zu schreiben? Vielleicht hatte er das aber längst gethan und sein Brief war verloren gegangen! Auch an die Frau, welche auf sein Schicksal einen so unseligen Einfluß gewonnen hatte, dachte Antoinette oft — was war aus ihr geworden? —

Im October fand zu Coblenz eine große kirchliche Feier Statt. Der Kurfürst hatte in der Hofkirche der heiligen Mutter Gottes einen prächtigen marmornen Altar errichten lassen, derselbe wurde am 15. October vom Bischof von Hontheim mit großem Gepränge eingeweiht. Aus dem ganzen Lande waren Menschen zusammen-geströmt, besonders der Adel hatte sich zahlreich

eingefunden. Die Gräfin Hillesheim war ebenfalls mit ihrem Gemahle von Engers nach der Hauptstadt gefahren und hatte das Fräulein von Kellberg gebeten, sie zu begleiten, was diese jedoch abgelehnt hatte. Unerwartet traf sie dagegen in Coblenz ihre Schwester, welche aber nicht des Festes wegen, von welchem sie auf ihrer abgelegenen Besitzung im Eberswalde nichts erfahren hatte, sondern zufällig gerade zur selben Zeit von dort zurückgekehrt war. Der sogenannte Eberswald war eine Herrschaft, zwischen den trierischen, lothringischen, zweibrückischen und sponheimischen Landen gelegen, damals, vor zehn Jahren noch in allen Hoheitsrechten, der Jagd und Gerichtsbarkeit gemeinschaftlich dem Erzstift Trier und dem Freiherrn von Dürkheim gehörig, seitdem aber zwischen beiden ganz auseinander gesetzt. Auf dem Dürkheim'schen Antheil besaß die Gräfin Zandt von ihrem verstorbenen Manne her ein kleines Allodium, sehr einsam, aber reizend gelegen; hieher hatte sie sich mit ihrer Tochter zurückgezogen, in dieser Abgeschiedenheit von der Welt, durch keinen frischen Eindruck zerstreut, sollte Madlonens hartnäckiger Sinn endlich dem Wunsche ihrer Mutter sich fügen. Die Gräfin hatte das, unbelehrt durch den mißglückten Versuch im Kloster, mit Bestimmtheit gehofft und darum ihrer Tochter, wie sie ihr auch erklärte, dies Opfer gebracht, denn für

sie war der freudlose Aufenthalt im Eberswalde eine wahre Pönitenz, die sie sich auferlegt hatte, und Marietta mit ihrem ewigen Unkenruf, daß Alles vergebens sein werde, hatte dazu beigetragen, diese Pönitenz noch zu verschärfen, bis ihrer Herrin die Geduld ausging und sie selbst daran verzweifelte, ihren Zweck zu erreichen. Madlone war in der Einsamkeit keineswegs zu ernster Einkehr ihrer Seele oder zur Resignation geführt worden, im Gegentheil blühte sie wie eine Rose und war so heiter, daß sie, wenn sie allein gelassen war, oft mit den Waldvögeln um die Wette sang.

„Deutet das wohl auf eine geheime Liebe?" äußerte die Gräfin gegen ihre Vertraute. „Ich zweifle. Wenn sie auch vielleicht eine kleine Inclination gehabt hat, was ich ganz natürlich finde, so hat sie die Kinderei nun vergessen. Könnte sie sonst so fröhlich sein?"

„Ei, gnädige Gräfin", erwiederte Marietta, „das werden Sie doch nicht sagen? Geheime Liebe, die glücklich ist, macht gerade recht froh. Ich sollte glauben, daß Sie sich solcher Zeiten erinnern könnten!"

„Du bist ein Scorpion, Abscheuliche!" rief die Gräfin. — „Aber glücklich? Wie soll ich das verstehen? Willst Du dabei bleiben, daß Madlone hinter meinem Rücken ein förmliches Liebesverhältniß hat?"

„Nein! das habe ich nie behauptet!" entgegnete die

Italienerin. „Aber glücklich macht schon die Hoffnung, die bloße Ahnung — wenn sie sich auch auf kein offenes Geständniß, auf kein deutliches Wort gründet."

„Du mußt mir jetzt einmal Stand halten, glatte Schlange!" rief die Gräfin böse, indem sie Marietta mit beiden Händen an den Schultern ergriff. Aber der Blitz, der aus Marietta's schwarzen Augen wie ein Feuerstrahl in die ihrigen fast schmerzhaft drang, entwaffnete sie sogleich und Madlone's Erscheinung unterbrach die Fortsetzung des Zwiegespräches, vielleicht für beide Theile zu rechter Zeit. Noch an demselben Tage erklärte die Gräfin ihrer Tochter, daß sie nach Coblenz zurückkehren würden, und diese nahm die Nachricht eher mit Bedauern, als mit Freude auf.

Nun waren sie wieder mitten im Leben der Welt, und die Mutter fing an, mit sich selbst und ihrem Beschlusse, den sie als unwiderruflich gefaßt hatte, zu markten. Der ehrwürdige Vetter, der ihr gewiß keinen Rath gegen sein Gewissen ertheilt haben würde, alle die Verwandten, welche ihr abgeredet, ihr blühendes Kind, das einen Mann so glücklich machen und selbst glücklich werden konnte, ohne das Heil ihrer reinen frommen Seele je zu gefährden, dem Kloster zu opfern — sie mochten wohl Recht haben. Der Himmel mußte ihr denn den Willen für die That gelten lassen — wie

Abraham einst, dachte die Frevlerin. Sie hatte redlich das Ihrige gethan, aber Madlonens Standhaftigkeit hatte ihr das Ziel entrückt. In diesem Sinne sprach sie zu ihrer Schwester, und diese, welche sich schon an Madlonens heiterm Wesen erfreut hatte, war entzückt über die Wendung, welche für das Herzenskind eingetreten war. Sie bestärkte daher die Mutter in ihren jetzigen Anschauungen und hütete sich wohl, ihr vorzuhalten, daß sie doch Recht gehabt, was Frauen sonst so gern thun. Bei den rasch wechselnden Ideen Wilhelminens, welche sich in ihrem ganzen Leben nur zu sehr von ihren augenblicklichen Anwandlungen hatte hinreißen lassen, war allerdings zu fürchten, daß sie bald wieder einen neuen Plan fassen werde, und es wäre schon für Madlone am Besten gewesen, wenn sie eine recht passende Partie machte. Die Kellberg hatte im Sommer einmal geäußert, das ein so schönes Mädchen gewiß in den Kreisen, welche sie mit ihrer Mutter besucht, viel gefeiert werde; sie hatte Recht gehabt, das war auch der Fall, aber auf ihr Herz mußte doch noch kein Cavalier einen Eindruck gemacht haben, sie hätte sonst unmöglich so unbefangen, so kindlich froh sein können. Frau von Hillesheim urtheilte über diese Erscheinung ähnlich wie ihre Schwester, ehe Marietta dieser mit einer Bemerkung, welche freilich nur auf sie selbst, nicht auf ihr

unschuldiges Kind paßte, das Blut in Wallung gesetzt. Marietta hatte aber in dem Sinne, den sie ursprünglich gemeint, vollkommen Recht.

Jetzt war übrigens von dem geräuschvollen Leben, welches damals Antoinette Kellberg vom Hörensagen erwähnt hatte, in Coblenz nicht viel zu bemerken. Jene kirchliche Feier hatte wohl einmal den Adel vereinigt, welcher dem Kurfürsten in äußerer Repräsention gern zur Seite stand, weil dieser ihn sehr hoch hielt und in allen seinen Vorrechten schützte, aber gleich darauf waren die meisten Familien wieder auf ihre Güter gegangen, denn es war die schöne Jagdzeit, welche benutzt werden mußte. Der Kurfürst selbst mit seiner Jagdsuite war abgereist, um dem edlen Waidwerk obzuliegen; er hatte für die ganze Jagdsaison seine Eintheilung gemacht, welche selten eine Abänderung erlitt. Ganz zuletzt im Jahre pflegte er nach Montabaur zu gehen und kurz vor der Adventszeit nach Coblenz zurückzukehren. So waren es denn nur kleinere Cirkel, meist Damen, welche sich zu Visiten versammelten, dafür wurde aber um so eifriger das Wohl und Wehe, am liebsten die Schwäche der Nebenmenschen besprochen. Es ist zu allen Zeiten, seit die altrömische und später die altdeutsche Sitte der Abgeschlossenheit einem freiern Verkehr der Frauen gewichen ist, nicht anders gewesen, und hat nur, je nach den all-

gemeinen Verhältnissen einen verschiedenen Charakter gehabt. Wenn unsere jetzigen Damen der großen Gesellschaft eine getreue deutsche „Visite“ aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder aufleben sähen, wie spießbürgerlich komisch würde ihnen diese ganze vornehme Gesellschaft erscheinen, trotz ihrer Ahnenprobe, die heut zu Tage nicht Alle mehr bestehen können, welche hocharistokratische Namen führen. Auch bei der Gräfin Hillesheim, welche sich diesmal länger in Coblenz aufhielt, weil ihr Mann einer Einladung des Kurfürsten nach Wittlich gefolgt war, saß ein halbes Dutzend bejahrter Damen, welche der rücksichtslose Stein zu Sayn mit dem unhöflichen Namen, den er gar zu gern für alle geschwätzige Frauen im Munde führte, bezeichnet haben würde. Sie hatten es sich im Anzuge bequem gemacht, da sie ganz unter sich waren und keine Ueberraschung durch einen Cavalier zu fürchten hatten; man sah nur Kattun oder Zitz, und welchen nachlässigen Faltenwurf! Dabei waren sie aber sehr geschäftig und zupften mit gleichem Eifer ihre alten Tressen, wie sie die lieben Nächsten weidlich zupften. Madlone, welche das einzige junge Mädchen im Kreise war, belustigte sich aber köstlich, da sie Alles nicht für böse gemeint hielt, und wechselte nur zuweilen, wenn es zu scharf herging, mit ihrer Tante Hillesheim einen Blick des Einverständnisses.

Eine kleine Pause trat ein, als nach der Chocolade und der nöthigen Zwischenzeit Kuchen und süßer Wein herumgereicht wurde. Mehr als ein Augenpaar der Gäste beobachtete dabei die italienische Kammerfrau der Gräfin Zandt, welche präsentiren half; in so kleinen Cirkeln wurde weibliche Bedienung vorgezogen. Wenn es eine Wünschelruthe gegeben hätte, der Marietta die Zunge zu lösen, welche Schätze für die Conversation würden da entdeckt worden sein! Aber dazu war wohl keine Hoffnung. Als die Dienerinnen sich wieder entfernt hatten, sagte eine der Frauen: „Um doch auch der Abwesenden zu gedenken, Mesdames —"

Hier aber mußte sie doch selbst lachen, wie die Andern — von wem war denn bis jetzt die Rede gewesen, als von abwesenden Personen, deren man so liebreich gedacht hatte?

„Nun, nun! Ich meine die weit Entfernten!" sagte die alte Dame. — „Entsinnen Sie sich noch des hübschen Festes in Sayn, dem die lebendige Hecke mit ihren Embrassaden und Küssen voranging? Es wird Sie auch interessiren, Comtesse! Ihren Tänzer betrifft's. Durchlaucht nannten ihn immer den Roland von Sayn. Er ist gefangen."

„Ach die arme Braut!" rief die Gräfin Hillesheim.

„Braut? Hat er eine Braut? Wer ist die Braut?

Davon hat man ja noch gar nichts gehört?" Es war ein Sturm von Fragen, den sich die Gräfin durch die Aeußerung zugezogen hatte. Aller Augen waren auf sie gerichtet, um von ihr die Erklärung dieser interessanten Neuigkeit zu vernehmen, und Niemand achtete mehr auf die junge Comtesse Zandt, welche über die Neckerei mit ihrem Tänzer, dem Roland von Sayn, erröthet war. Nur ein Augenpaar ruhte prüfend auf Madlone, das waren aber nicht die Augen ihrer Mutter, sondern Marietta's, welche eben mit ihrem leisen Schritt, irgend eines Geschäfts wegen, unbemerkt wieder eingetreten war, als die alte Dame ihre Nachricht aus dem Kriege erzählt und die Gräfin Hillesheim jenen, die Gesellschaft elektrisirenden Ausruf gethan hatte.

„Aber, mein Gott, ist diese wunderbare Geschichte denn ganz unbekannt geblieben?" sagte die Hillesheim unbefangen, als endlich die laute Wißbegier sie zu Worte kommen ließ. „Ach ja, im Sommer zerstreut sich Alles, man sieht sich so selten! In unserer Gegend ist das längst abgesprochen. Hast Du denn auch nichts davon gehört, Wilhelmine?"

„Was interessirt mich der junge Mann, ma soeur!" entgegnete diese. „Ich bin ja auch nicht hier gewesen."

„Aber erzählen Sie doch, einzigste Gräfin!" riefen die Andern.

„Ja — der Fritz Boos kam eines Abends nach Engers und brachte uns die Nachricht ganz frisch. Eine wunderschöne Frau war nach Sayn gekommen, hatte sich als Frau von Dalheim und Braut des Neveus unserer Toinette präsentirt —“

„Aber die Abscheuliche! Warum hat sie denn ein Geheimniß daraus gemacht? Selbst Ihnen, liebste Gräfin!“ so riefen die Hörerinnen wieder durch einander.

„Sie hat selbst nichts davon gewußt, denken Sie!“ fuhr die Hillesheim fort. „Ich weiß es von der Fräulein Fritz. Die schöne Frau war also nach Sayn gekommen und hatte einen Knaben — ich bitte, Mesdames, einen fünfzehnjährigen Knaben, ihren Diener!“ Der Ausbruch angenehmer Malice, der sie mit einem kleinen Gelächter unterbrochen hatte, stillte sich sofort und sie konnte nun zu Ende erzählen, was sich zu Sayn begeben hatte.

Während sie noch sprach, war Marietta mit ihrem leichten unhörbaren Schritt zur Comtesse Madlone gekommen und hatte ihr etwas in das Ohr geflüstert, worauf diese rasch aufgestanden und, von Marietta gefolgt, aus dem Zimmer gegangen war, kaum beachtet von den Damen, selbst von der eigenen Mutter nicht. Draußen sagte die Italienerin: „Ich sah es Ihnen schon heut Vormittag an, daß Sie unwohl sind. Warum

wollen Sie sich zwingen, bei den Damen auszuhalten, wo Sie doch gar nicht hinpassen? Ich hielt es für meine Pflicht gegen Sie, — hätte ich nur schon vor der Visite Sie gebeten, lieber in Ihrem Zimmer zu bleiben —“

„Nein, Marietta!“ sagte Madlone, aber ihre Stimme bebte und sie war sehr bleich. — „Wie kommst Du darauf, daß ich schon Vormittags unwohl geworden sein soll?“

„Habe ich es nicht gesehen? Habe ich etwa keine Augen für Sie — und kein Herz, Comtesse Madlone?“

Sie neigte sich auf die Hand des Mädchens und küßte sie.

„Du meinst es gut mit mir — ich . . . fühle mich jetzt wirklich nicht wohl — eine Minute aber und ich werde mich erholen. — Die starken Wohlgerüche, die Hitze vielleicht — das schwirrende Gespräch —“

„Gehen Sie auf Ihr Zimmer — ich komme Ihnen gleich nach, will nur die Frau Gräfin leise benachrichtigen, daß es kein Aufsehen macht und sie es auch für nichts hält, als einen bösen Kopfschmerz. Dann bleibe ich bei Ihnen, liebe gnädige Comtesse!“ Sie drängte Madlonen, welche in die Gesellschaft zurückkehren wollte, ihren Rath zu befolgen, und das Mädchen gab endlich nach.

Im Visitenzimmer war das interessante Thema noch nicht erschöpft, aber die Gräfin wurde doch durch Marietta's leise Meldung so überrascht, daß es nicht unbemerkt blieb. Auf die theilnehmenden Fragen kam die Italienerin ihrer Herrin zuvor und wiederholte ihre Meldung laut mit dem Zusatze, daß die gnädige Comtesse schon seit mehreren Tagen unwohl sei und es nur mit seltener Stärke zu verbergen gewußt habe; durch diesen Zwang sei es aber gerade zum Ausbruch gekommen. Die Mutter stand sogleich auf, um nach ihrem Kinde zu sehen, kehrte jedoch bald zurück, ohne Madlone gesehen zu haben, da sie von Marietta draußen überzeugt worden war, daß es besser sei, ihr Ruhe zu gönnen, dann werde die Comtesse morgen schon wieder wohl, wenn auch noch etwas angegriffen sein. „Sie ist ja noch jung“, hatte Marietta bedeutungsvoll gesagt, „die Jugend überwindet Vieles!“ Als die Damen zur gewohnten Stunde sich empfohlen hatten, wollte die Hillesheim noch zu ihrer Nichte gehen, deren Zustand sie beunruhigte, weil sie von ihrem Unwohlsein, das Marietta schon seit einigen Tagen bemerkt haben wollte, so gar nichts geahnt, aber die Mutter hielt sie davon ab. Sie eignete sich wiederum fast wörtlich die Aeußerungen Marietta's an und die besorgte Tante war damit einverstanden. Bei sich selbst bedachte sie dann den

neuen Beweis, wie der Italienerin Nichts entging, das sich anderen Augen noch verbarg; ihr wäre es schauerlich gewesen, eine solche Person, die selbst Gedanken und Gefühle erräth, um sich zu haben. Und wie richtig beurtheilte Marietta Alles! Am folgenden Morgen erschien Madlone wirklich schon wieder zum Frühstück. Sie war noch etwas blaß und ihre Augen hatten einen müden, traurigen Ausdruck, so daß sie nicht leugnen konnte, keinen ruhigen Schlummer genossen zu haben, aber von einer Krankheit wollte sie nichts wissen. Die Behauptung Marietta's, welche diese im Beisein der Mutter und Tante wiederholte, daß sie ihr das Unwohlsein schon seit mehreren Tagen angesehen habe, wies sie erröthend mit einem unwilligen Blick zurück. Madlone gehörte nicht zu den schmachtenden Dämchen, welche sich darin gefallen, bei jedem geringfügigen Anlaß leidend zu erscheinen und beklagt zu werden, sie war in jeder Beziehung herzhaft und muthig und trug, wenn sie sich einmal äußerlich verletzt hatte, den Schmerz mit einer Kraft, welche das Erstaunen ihrer Mutter erregte. So konnte es nicht Wunder nehmen, daß sie auch diesmal, wo doch ihr Aussehen noch tagelang ihren Worten widersprach, sich aufrecht hielt und dadurch glücklich überwand, was ihr auch widerfahren sein mochte. Wenigstens dem Anschein nach.

„Sie ist ein engelhaftes Wesen!“ sagte die Hillesheim immer wieder zu ihrer Schwester. „Wenn ihr einmal, was der Himmel verhüten möge, ein Unglück, ein wahres Seelenleid beschieden sein sollte, so hat sie in ihrer Geduld und Geisteskraft die beste Arznei dagegen.“

„Ich glaube, daß sie sich dergleichen wenig anfechten läßt, Caroline“, erwiederte die Mutter.

Beide hatten keine Ahnung, daß dem jungfräulichen Herzen bereits die schwerste Prüfung auferlegt war, und daß Madlone nicht bloß ihre Geduld und Geisteskraft, sondern auch den Stolz aufbieten mußte, um in dem Kampfe, den sie fremden Blicken verbarg, zu siegen. Nicht ohne äußere Spuren blieb freilich der Kampf, diese konnte erst die lindernde Hand der Zeit verwischen, welche der Jugend stets schneller zu Hülfe kommt, als dem Alter. Noch war aber die so plötzlich geschlagene Wunde zu frisch, zu neu, um sofort von Grund aus zu heilen, es galt nur, sie äußerlich zu verhüllen, und das gelang über alles Verhoffen.

Wenige Tage darauf begleitete die Gräfin Zandt ihre Schwester nach Engers. Diese hatte ihr vorgestellt, daß die Landluft besser als Alles zu Madlonens Erholung beitragen werde, das Kind war krank gewesen, das sagte der Augenschein, wenn Madlone selbst auch nichts davon

wissen wollte und den Arzt, dem sie Rede stehen sollte, geradezu, wenn auch etwas gezwungen, auslachte, als er sie warnte, der Natur, welche jeder Krankheit ihren Verlauf und ihre Symptome vorgeschrieben hat, nicht durch gewaltsame Unterdrückung derselben zu widerstreben. Auch der Arzt, da er mit der Patientin, die er für eine umgekehrte Simulantin erklärt, so gar nichts anzufangen wußte, hatte sich mit der Luftveränderung einverstanden erklärt. Und es schien wirklich, als sollte dieselbe auch an Madlone ihre wunderbare Kraft bewähren, denn sie blühte nach wenigen Tagen sichtlich wieder auf. Die Mutter hatte ihr, was in Coblenz schon nicht möglich gewesen wäre, die unumschränkteste Freiheit gegeben, die schönen Herbsttage zu genießen, welche jetzt in ununterbrochener Reihe sich folgten. Luft, Licht und Freiheit — wie sollte sie da nicht gesunden! Die Tante Hillesheim machte mit ihr Ausflüge in die Nachbarschaft nach dem reizenden Isenburg, nach Sayn, wo sie Frau von Boos und auf mehrere Stunden Fräulein von Kellberg besuchte und mit ihr von der Gefangenschaft ihres Neffen und von dessen Braut sprach. Antoinette hatte die Frau gesehen, bezweifelte aber das ganze Verhältniß und äußerte mit großer Zuversicht, daß Max ihr eine befriedigende Aufklärung über dies Mißverständniß geben werde. Sie brach jedoch

bald davon ab und unterhielt sich viel mit Madlone, an welcher auch sie — wie konnte es anders sein! — ein besonderes Wohlgefallen zu finden schien. Die Gräfin Hillesheim nickte ihr deshalb freundlich zu.

„In den nächsten Tagen fahren wir einmal nach Montabaur!" sagte sie auf dem Rückwege zu ihrer Nichte. „Das wird Dir sehr gefallen, in der Georgskirche findest Du schöne altdeutsche Gemälde, auch sind die Berge ganz nah, welche Du so liebst. Der Kurfürst hält dort vor Weihnachten große Jagden, jetzt ist es dort ziemlich einsam. Wir müssen das herrliche Wetter noch recht benutzen."

Madlone, welche auf der heutigen Heimfahrt besonders froh angeregt war und mit ihren braunen strahlenden Augen so heiter blickte, wie nur in den Tagen vor ihrer Krankheit, sagte freudig zu. Sie ahnte nicht, welches Ereigniß sich bei Montabaur ganz in ihrer Nähe zutragen sollte.